

Spoken-Word-  
Gruppe  
*Bern ist überall*

#### DAS KLEINE MANIFEST

Unsere Sprache ist ÜBERALL.  
Wir sprechen ÜBERALL. Wir schreiben ÜBERALL.  
ÜBERALL ist unsere Sprache, die uns nicht gehört.  
Alle Sprachen sind Fremdsprachen.  
ÜBERALL wird hier und heute gesprochen.  
Hier und heute werden viele Sprachen gesprochen.  
Sprachen schliessen sich nicht aus.  
In unseren Köpfen ist Platz für viele Sprachen.  
ÜBERALL hat Rhythmus, Klang und Farbe.  
Sprachen entfalten sich im Mund.  
Es gibt keine hohen und niederen Sprachen.  
Jede Sprache ist eine Brücke in die Welt.

*Shriebe und Schwetze im Dialekt: Die Sprachsituation in der heutigen Deutschschweiz*

2014

*Shriebe und Schwetze im Dialekt*  
Die Sprachsituation in der heutigen  
Deutschschweiz

Verein Schweizerischer Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer

Deutschblätter 2014

***Shriebe* und *Schwetze* im Dialekt**

**Die Sprachsituation in der heutigen Deutschschweiz**

*Herausgeber*

Verein Schweizerischer Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer VSDL, Wil  
Nr. 66, 2014, erscheint einmal jährlich.

*Redaktion*

Susanne Balmer, Viviane Jenzer, Christiane Matter

*Kontakt Redaktion*

deutschblätter@vsdl.ch

*Kontakt VSDL*

Viviane Jenzer, KS Wil, Hubstrasse 75, 9501 Wil  
vorstand@vsdl.ch

*Grafisches Konzept und Typografie*

Kaspar Mühlemann, kmtg, Weinfelden

*Druck*

Publikation Digital AG, Obergerlafingen

*Internet*

www.vsd.ch

*Mitgliedschaft*

Beantragen Sie unter [www.vsg-sspes.ch](http://www.vsg-sspes.ch) eine VSG-Mitgliedschaft und geben Sie die Erstsprache Deutsch als gewünschten Fachverband an oder informieren Sie sich unverbindlich bei uns: [vorstand@vsdl.ch](mailto:vorstand@vsdl.ch)

*Abo*

Individuelles Abo (Newsletter und 1 Exemplar Deutschblätter) Fr. 30.–  
Fachschaftsabo (Newsletter und 4 Exemplare Deutschblätter) Fr. 150.–  
E-Mail an: [abo.deutschblätter@vsdl.ch](mailto:abo.deutschblätter@vsdl.ch)

5	<b>Editorial</b>
11	<b>Aktuelle Tendenzen des Sprachwandels im Schweizerdeutschen</b> Martin Hannes Graf
21	<b>Dialektologie als Unterrichtsgegenstand auf Sekundarstufe II</b> Matthias Friedli und Michelle Waldispühl
35	<b>Schweizer SMS in Forschung und Unterricht</b> Karina Frick und Prisca Rauch
45	<b>Der schielende Blick auf die deutsche Sprache</b> <b>Schweizer Standardvarietät zwischen plurizentrischer Vernunft</b> <b>und linguistischer Realität</b> Eva L. Wyss
53	<b>Wird Standarddeutsch für Deutschschweizer aufgrund der neuen</b> <b>Medien zur Fremdsprache?</b> <b>Anmerkungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses</b> Sarah Brommer
63	<b>Deutsch bitte! – Ein Essay</b> Pedro Lenz
69	<b>Die Willensnation im Sprachenkrieg?</b> <b>Die Sprachsituation der Schweiz aus Westschweizer Sicht</b> José Ribeaud
75	<b>Zum selektiven Zelebrieren sprachlicher Diversität in der Schweiz</b> Raphael Berthele
85	<b>Kurzbiographien</b>

## Editorial

Für die Redaktion: **Susanne Balmer**

Vor den Sommerferien habe ich mit meiner dritten Klasse des Kurzzeitgymnasiums an der Kantonsschule Frauenfeld in einem Linguistikprojekt eine eigene Sammlung von WhatsApp-Nachrichten untersucht. Ausgewertet wurden in verschiedenen Gruppen etwa die Verwendung von Anglizismen, Emojis und Abkürzungen, aber auch die Art und Weise, wie die Schülerinnen und Schüler ihren Dialekt verschriftlichen. Dabei wurde eines sehr schnell deutlich: die Sprachsituation der heutigen deutschsprachigen Schweiz lässt sich nicht mehr als mediale Diglossie beschreiben. Zumindest nicht aus der Sicht der Jugendlichen, wie dieses Zitat einer Schülerin verdeutlicht: «Früher wäre man nicht auf die Idee gekommen, auf Schweizerdeutsch etwas zu schreiben. Heute ist es jedoch schon fast normal, dass man z.B. SMS unter Kollegen nur noch auf Schweizerdeutsch schreibt.» Vor allem in den verschiedenen Instant Messaging-Programmen (WhatsApp etc.), schreiben Jugendliche praktisch ausschliesslich im Dialekt, in ihrer Umgangssprache also, die dem privaten und informellen Charakter dieses Informationsaustausches entspricht – und sie schreiben oft und viel!

Die neuen Medien mit ihrer konzeptionellen Mündlichkeit machen aus der medialen Diglossie eine situative, in der nicht Mündlichkeit oder Schriftlichkeit, sondern Nähe bzw. Distanz der Kommunikationssituation die Wahl zwischen Dialekt und Hochdeutsch steuern. Ist diese Wahl auch Ausdruck der eigenen sprachlichen Identität im Privaten, so hat sie doch Implikationen in Bezug auf die Identität der vielsprachigen Schweiz, die zur gegenseitigen Verständigung auf eine Standardsprache angewiesen ist.

Diese Ausgabe der Deutschblätter widmet sich der Sprachsituation der Deutschschweiz und ihrem aktuellen Wandel. Sie ruft überblicksmässig die hierfür wichtigen linguistischen Begriffe und Konzepte in Erinnerung und legt einen ersten Schwerpunkt auf den Zusammenhang zwischen den neuen Medien und der Schweizer Diglossie. Im Heft geht es auch um die vielbeschworene Mundartwelle und deren Bewertung in einer mehrsprachigen Gesellschaft sowie um die daraus resultierenden Folgen und Möglichkeiten für den gymnasialen Deutschunterricht. Die Beiträge im Heft beleuchten, teilweise kontrovers, nicht nur die verschiedenen Aspekte des Themas, sie sind auch Abbild der aktuellen Forschungssituation in der Schweiz. Alle Autorinnen und Autoren prägen mit ihren Projekten und Positionen das Bild der Dialektforschung in der Schweiz.

Die Thematik zeichnet sich zum einen durch eine Forschung aus, die zwangsläufig etwas langsamer ist als die Sprachentwicklung selbst. So

können etwa Frick und Rauch in ihrem Beitrag Resultate aus der Auswertung einer Schweizer SMS-Sammlung präsentieren, wohl wissend, dass inzwischen andere Nachrichtenformate, in denen die charakteristische Kürze von 160 Zeichen keine Rolle mehr spielt, die SMS fast abgelöst haben. Zum anderen ist es schwer, neutral über die Sprachsituation in der Schweiz zu sprechen. Es geht dabei um unsere sprachliche Identität, also auch immer um persönliche Wertungen und Befindlichkeiten, die oft in politische Forderungen münden. So verlangt etwa Ribeaud in seinem Beitrag eine systematische Förderung des Verständnisses zwischen den Sprachregionen durch den Bund, weil er in der heutigen Mundartwelle eine Benachteiligung der französischen und italienischen Sprache sieht.

Beide Aspekte machen die Sprachsituation der Schweiz zu einem lohnenden und relevanten Unterrichtsthema. Dies zeigen auch die Resultate aus dem bereits erwähnten WhatsApp-Projekt. Im Kleinen konnten hier Sprachwandelphänomene zeitgleich mit oder sogar vor den professionellen Sprachforschern beobachtet und beschrieben werden. In Bezug auf die Verschriftlichung von Dialekt argumentierte etwa eine Gruppe, dass in den untersuchten WhatsApp-Nachrichten mehrfach Wörter in einer anderen dialektalen Lautung als der in der Ostschweizer realisierten geschrieben werden, da auf diese Weise der «mühsame» Umlaut vermieden werden kann: «Umlaute sind mühsam zu schreiben auf dem Handy, deshalb finden sich im Korpus viele Fälle, in denen *ned* oder *nid* anstatt *nöd* oder *hesch* anstatt *häs* geschrieben wird.» Eine Anschlussfrage, die man hier stellen könnte, wäre, ob dieses Phänomen bereits als Indiz für eine Vereinheitlichung des Dialekts durch seine Verschriftlichung gesehen werden kann oder ob sich sogar Rückwirkungen auf die mündliche Realisation der Wörter ergeben können. Eine zweite Trouvaille aus den Präsentationen der Schülerinnen und Schüler ist die Verschriftlichung des *sch*-Lautes. So fanden sich im Korpus Belege für *shribe* anstatt *schribe*, *selsh* anstatt *selsch/sölsch*. Auch hier handelt es sich um ein Phänomen der Effizienz. Mit der englischen Realisation des *sch*-Lautes wird immerhin ein Buchstabe gespart, gleichzeitig bekommen die Dialektwörter so einen englischen Anstrich. Die auswertende Gruppe deutete diese Besonderheit als Ausdruck der Jugendsprache, in der Anglizismen nach wie vor einen gewissen «Coolnessfaktor» haben.

Die forschende Auseinandersetzung mit der eigenen Sprache haben die Schülerinnen und Schüler auch dazu motiviert, ihre eigenen Einstellungen gegenüber der Schweizer Diglossie zu reflektieren und zu verbalisieren. So erkannten sie etwa, dass die Hochsprache für Schweizer Sprechende keine Umgangssprache ist, wie ein Zitat aus Aufsätzen der Lernenden zeigt: «Wenn Schweizer Hochdeutsch reden müssen, fühlt sich das eher unnatürlich an, denn es ist nicht authentisch und hat nichts mit einer normalen Unterhaltung zu tun.» Auch Zusammenhänge zwischen der Mundartwelle und der Entwicklung der Schweizer Dialekte, wie sie etwa auch Graf in seinem

Beitrag für dieses Heft beschreibt, werden für die Schülerinnen und Schüler einsichtig: «[...] je populärer das Schweizerdeutsch in den Medien wird, desto mehr sind wir gezwungen, es zu vereinheitlichen.»

Die Auseinandersetzung mit der eigenen sprachlichen Identität erscheint als zentrale Entwicklungsaufgabe von Mittelschülerinnen und Mittelschülern hinsichtlich ihrer Gesellschaftsreife und Studierfähigkeit. Dies gilt insbesondere für ein Land wie die Schweiz mit seiner komplexen Sprachsituation, in der das sprachliche Bewusstsein des Individuums letztlich untrennbar mit dem gesellschaftlichen Selbstverständnis verbunden ist. Eine solche Sprachreflexion wird gleichsam zu einer Selbstreflexion des Faches. Und diese erscheint notwendig in einer Sprachsituation, in der gesprochenes Standarddeutsch in der Schweiz lediglich noch eine Nischenfunktion innehat. Wir hoffen, dass wir mit diesem Heft Lust auf Unterrichtsstunden machen, in denen unsere Sprache, *üsi Schprach* oder *oisi Shproch* im Zentrum stehen.

Die vorliegende Ausgabe bietet den Deutschlehrpersonen einen Überblick über die aktuellen Forschungsprojekte und damit zum Forschungsstand zur Sprachsituation in der heutigen Deutschschweiz. Verschiedenen Beiträge schaffen einen direkten Bezug zum gymnasialen Unterricht und formulieren Ideen zur didaktischen Umsetzung des Themas. Das Heft beginnt mit zwei Aufsätzen, die sich spezifisch dem Schweizerdeutschen widmen (Graf, Friedli/Waldispühl), danach folgen Beiträge, welche das Schweizerdeutsche in Bezug zur aktuellen medialen Situation setzen (Frick/Rauch, Brommer, Lenz). Den Abschluss machen Artikel, welche die Sprachsituation der Deutschschweiz aus einer übergeordneten Warte betrachten, zum einen aus der Sicht des deutschsprachigen Raumes insgesamt (Wyss), zum anderen aus der Sicht einer mehrsprachigen Schweiz (Ribeaud, Berthele).

Martin Graf argumentiert in seinem Artikel, dass Sprachwandel immer und überall stattfindet und Bestrebungen, Sprachwandelprozesse aufzuhalten, in der Regel scheitern. Er zeigt, dass sich der Wandel nicht nur auf den Austausch von Einzelwörtern beschränkt (z.B. *Früestück* ersetzt das traditionelle *Zmorge*), sondern sich auf allen Ebenen der Sprache vollzieht: Wort- und Formenbildung (*gmacht* ersetzt *gmachet* oder neue Pluralbildungen wie *Bäрге* statt *Bärg*), Einzellaute (*peinlich* statt *piinlich*), Syntax (*es vo Weschte herbiiziehends Tüüf*), Prosodie (*gömm*er *Migros*) usw.

Matthias Friedli und Michelle Waldispühl stellen in ihrem Artikel den Aufbau und Inhalt des «Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz» (KSDS) sowie die dazu entwickelten Unterrichtsmaterialien vor. Sie finden die Auseinandersetzung der Schüler und Schülerinnen mit dem Schweizerdeutschen gewinnbringend und notwendig, da ihre Alltagsurteile revidiert bzw. präzisiert werden sollten und die Reflexion über Dialekte, Diglossie und Sprachgeschichte auch Teil der kantonalen Lehrpläne sei.

Der Artikel von Karina Frick und Prisca Rauch befasst sich mit der «alten neuen Kommunikationsform» SMS in Forschung und Unterricht. Dazu

werden in einem ersten Teil das Schweizer SMS-Projekt vorgestellt und erste Befunde aus den bisherigen Korpusarbeiten präsentiert. Ein zweiter Teil ist didaktisch ausgerichtet und unterbreitet Vorschläge, wie die Kommunikationsform SMS im Unterricht thematisiert werden kann.

Eva L. Wyss untersucht im Rahmen des Projekts «Deutsch im gymnasialen Unterricht: Deutschland, Luxemburg und die deutschsprachige Schweiz» die Rolle von Deutschlehrpersonen als Vermittelnde von Sprachnormen und Sprachnormautoritäten. In einem verschriftlichten Vortrag beschreibt sie die Sicht der Deutschlehrpersonen auf die Schweizer Standardsprache als «schielenden Blick», als problematischer Versuch die Fremd- und Eigenperspektive bei der Zuschreibung von Norm und Normalität zugleich einzunehmen.

Sarah Brommer greift in ihrem Beitrag die grundsätzliche Kontroverse auf, ob in Bezug auf das Standarddeutsche von einer eigentlichen Fremdsprache zu sprechen sei oder nicht. Sie erweitert diese Thematik um die Frage nach dem Einfluss, den die zunehmende Nutzung neuer Medien auf das Verhältnis von Standarddeutsch und Dialekt hat. Zentral ist für sie dabei die konsequente Unterscheidung zwischen dem Schweizer Standarddeutschen und dem bundesdeutschen Standard, die sie als zwei gleichwertige Varietäten verstanden haben will.

Pedro Lenz hält in seinem Essay «Deutsch bitte!» fest, dass der Schweizer nicht eine Muttersprache in zwei Ausformungen habe, will heissen dass Hochdeutsch nicht die Muttersprache der Schweizer sei, sondern eine Zweitsprache, die genauso wie Englisch oder Französisch bewusst erlernt werden müsse. Er hält weder etwas vom Dialektzwang im Kindergarten, noch vom Hochdeutschzwang in der Oberstufe. Lenz schreibt Mundarttexte, um seine Figuren authentisch wirken zu lassen. Ihm geht es nicht um die Bewahrung alter oder ausgefallener Dialektwörter, sondern um den besonderen Klang der Sätze und um Realitätsnähe.

José Ribeaud hält in einem kurzen Interview fest, dass es um die Willensnation Schweiz nicht mehr gut bestellt ist. Nicht nur in den Abstimmungsergebnissen zeige sich immer wieder ein deutlicher Graben, auch bei Entscheidungen zur Erlernung und Anwendung der Landessprachen werde undiplomatisch vorgegangen. Die Mehrsprachigkeit, zu der die Schweizer prädestiniert seien, böte gerade der jungen Generation in der globalisierten Welt grosse Vorteile, die es zu nutzen gelte. Das korrekte Erlernen der hochdeutschen Standardsprache müsse ein Hauptziel der Schule sein, damit die Romands sich nicht permanent mit einer Ansprache in Mundart konfrontiert sähen. Zur Behebung der Missstände schlägt er obligatorische Austausch für Schüler und Sprachlehrer über die Grenzen der Landessprachen hinweg vor sowie mehr Rücksichtnahme auf den Dialogpartner.

Raphael Berthele versucht in seinem Beitrag die begrifflichen Probleme aufzuzeigen, die aus seiner Sicht dazu führen, dass sich die Debatte um die Schweizer Sprachsituation seit Jahren im Kreis dreht. Er zeigt, dass im spra-

chenpolitischen Diskurs linguistische Kategorien wie etwa der Bilingualismus oder die Diglossie, die eigentlich eine notwendige Unschärfe aufweisen, in binäre Korsetts gezwängt werden und die Diskussion so letztlich in die Irre führen. Er problematisiert die Selektivität der öffentlichen Debatten rund um die Sprachsituation der Schweiz, in denen es letztlich weniger um das Sprachliche als vielmehr um soziale Ideologien gehe.

## Aktuelle Tendenzen des Sprachwandels im Schweizerdeutschen

Martin Hannes Graf

Das Schweizerdeutsche als Dialekt des Deutschen in der deutschen Schweiz ist bekanntlich eine hauptsächlich gesprochene Sprache, die im Rahmen der sogenannten «medialen Diglossie» als Hauptvarietät neben dem vorwiegend geschriebenen oder in offiziellen Kontexten verwendeten Schweizerhochdeutschen gebraucht wird. Als «Sprache der Nähe» ist die Normiertheit oder Normierbarkeit des Dialekts natürlich sehr begrenzt. Insofern kann auch die Beschreibung von Sprachwandel nur auf einem Hintergrund geschehen, der eine gewisse Beschreibbarkeit erst zulässt: Diesen Hintergrund können etwa die traditionellen Mundartgrammatiken und -wörterbücher bilden, ferner der Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) oder auch geschriebenes Schweizerdeutsch (etwa der Belletristik). Dieser Sprachstand ist es auch, der im folgenden mit «älterer» oder «traditioneller» Mundart gemeint ist (vornehmlich aus dem Grossraum Zürich-Ostschweiz). Doch jedermann, jedefrau wird sicherlich schon ganz persönlich die eine oder andere Beobachtung gemacht haben, die eine sprachliche Eigenheit des «heute» von einer des «früher» abgrenzt. Und auch diese Beobachtungen sind wertvoll, denn sie zeigen, dass sprachliche Veränderungen im Rahmen einer gesprochenen Varietät generell stärker wahrgenommen werden als die Veränderungen in einer standardisierten Varietät.

Allerdings gab oder gibt es weder das Schweizerdeutsche als geographisch klar bestimmbare Einheitssprache, noch kann für alle Sprecherinnen und Sprecher des Schweizerdeutschen im Hinblick auf den Sprachwandel von einem einheitlichen, synchronen und gleichgerichteten Wandel gesprochen werden. Auch das, was heute als traditionell – viele meinen: «richtig» – gilt, basiert immer nur auf der Wahrnehmung eines Augenblicks in einem historischen Kontinuum.

### **Zu den Ursachen und den Mechanismen von Sprachwandel**

Sprachwandel ist ein universaler Prozess, der universalen Gesetzen gehorcht und dessen Mechanismen auf das Leben einer Sprache stets ähnlichen Einfluss haben. Man kennt diese Mechanismen inzwischen recht gut, und sie zu verstehen, heisst: das Wesen von Sprache verstehen. Dieses ist in erster Linie Kommunikation, erfolgreiches Handeln mit den Mitteln sprachlicher Zeichen, Verständigung und Verstehbarkeit unter dem Vorzeichen der Vermeidung von Missverständnissen. Erfolg beim sprachlichen Handeln garantiert dabei immer die Benutzung derjenigen sprachlichen Ausdrucksweise, die der Situation am angemessensten ist, also möglichst weit

reichende kommunikative Geltung hat und die Chance verspricht, mit dem Kommunikationspartner die optimale Verständigung zu erzielen. Das Eingehen auf den Kommunikationspartner erfordert dabei immer ein bestimmtes Mass an Kompromissbereitschaft, auch an Unterordnung, jedenfalls ein Sich-Einlassen auf die sprachlichen Möglichkeiten des Gegenübers. Es scheint, dass dieses Sich-Einlassen zu den zentralen Motoren des Sprachwandels gehört, insofern die Wahl der sprachlichen Mittel stets explizit signalisieren soll, dass man sich versteht. Sprachliche Anpassungsbereitschaft ist dabei immer nur dann als solche erkennbar, wenn sie ein bisschen über das Ziel hinausschiesst: Wer also – um ein populäres Beispiel zu gebrauchen – sein weibliches Gegenüber als *Frau* anspricht oder bezeichnet, verwendet ein Wort, das ursprünglich nur für die Herrin galt, der Sprechende ordnet sich also unter, zunächst bewusst, später unbewusst. Hat sich *Frau* als Normalwort etabliert, bedarf es eines neuen, um Ehrerbietung auszudrücken: *Dame*, ein Wort, das ursprünglich nur für die Frau von adligem Stand galt. Und so schreitet dieser Prozess fort. Entscheidend ist dabei: Niemand *will* oder *steuert* diese Prozesse bewusst, aber sie verlaufen trotzdem unaufhaltsam. Eine Metapher aus der Sprachwandelforschung ist denn auch die der «unsichtbaren Hand», die den Wandel lenkt. Sie lenkt jedoch längst nicht nur den Bedeutungsgehalt von Wörtern, sondern auch deren lautliche Form, deren Flexion, deren Position im Gefüge von anderen Wörtern usw. Ein Beispiel aus dem Schweizerdeutschen mag dies verdeutlichen: Während traditionell und bodenständig im Schweizerdeutschen für «Pferd» das Wort *Ross* gilt, scheint sich seit einigen Jahren das standarddeutsche Wort *Pferd* (bzw. *Pfärd*) einzubürgern, ein Wort, das höherwertige Geltung verspricht. Im Unterschied zur Allgemeinsprache gilt nämlich in der Fachsprache etwa der Reiter, der Artisten oder der Dragoner *Pferd* seit jeher auch im Dialekt als die übliche Bezeichnung. Zusammen mit dem auch in der Schriftsprache allgemeineren Begriff vermittelt *Pferd* mehr Prestige als das zunehmend als plump empfundene *Ross*. Früher oder später dürfte also auch *Ross* zunächst im Bedeutungsgehalt absinken, bevor es demaleinst vielleicht ganz verschwindet.

Die meisten Bestrebungen, Sprachwandelprozesse aufzuhalten, scheitern. Lediglich bei Schriftsprachen sind sprachpflegerische Bemühungen mittel- oder gar langfristig erfolgreich. In der Schweiz zeigt dies die Bemühung um die rätoromanische Kunstsprache *Rumantsch Grischun*, im Deutschen ist die kodifizierte Standard- oder Schriftsprache das Produkt von im weitesten Sinne geplanter Sprachpflege. Nicht kodifizierte, sprechsprachliche Dialekte sind hingegen kaum «pflegbar» (abgesehen natürlich von künstlerischem Sprachgebrauch), da es sich nicht um von Menschenhand willentlich erschaffene Kunstprodukte handelt, sondern um Kommunikationsmittel, deren Funktionsweisen in evolutionärer Art einem steten Optimierungsprozess gehorchen. Sprecherinnen und Sprecher verhalten sich im Alltag nämlich selten bewusst sprachpflegerisch, sondern sie möchten

lediglich verstanden werden. Denn wenn etwas im Kommunikationsprozess bedroht ist, ist es nie das Mittel selbst, sondern nur das Kommunikationsziel, das erfolgreiche (Sprach-)Handeln, die Verständigung.

### Lexikalischer Wandel

Am augen- respektive ohrenfälligsten sind sicherlich Veränderungen, die auf der Ebene des Wortschatzes stattfinden. Dabei sind es vor allem Umschichtungen von einer dialektalen Bezeichnungsvielfalt hin zu einer einheitlichen Bezeichnungsweise, die dem Sprecherkollektiv auffallen. Solche Umschichtungsprozesse sind auf dem Hintergrund der oben beschriebenen Mechanismen zu verstehen, nach denen Wörter mit der grössten kommunikativen Reichweite solche mit einer kleinräumigeren Geltung verdrängen. Oft ist es die Standardsprache, die als Leitvarietät mit der per definitionem grössten Reichweite einen erheblichen Druck auf die Dialekte ausübt. Dabei kommt ihr zusätzlich das Momentum des Prestiges zu, das über verschiedene Medien kanalisiert wird. Leider gibt es keine Untersuchungen, die grossflächig beschreiben würden, welche Wörter oder Wortschatzbereiche wo und wie stark von standarddeutschem Einfluss betroffen sind. Vorab sind es aber ganz augenscheinlich Wörter, für die es a) in der Standardsprache keine 1:1-Gleichung gibt, die b) in der Standardsprache einer Subvarietät oder einer regionalen Standardvarietät angehören, oder die c) in der Standardsprache semantisch negativ konnotiert sind.

- a Hier wäre beispielsweise der Ersatz von schweizerdeutsch *Zmorge* durch standarddeutsches *Frühstück* (dialektal dann *Früestück*) zu nennen, das punktuell (jedoch durchaus zunehmend) genannt wird. Prominenter ist der Rückgang von traditionellem *Anke* «Butter» zugunsten von standarddeutschem bzw. in der Nordostschweiz schon länger vorherrschendem *Butter* (dieses jedoch mit seit alter Zeit changierendem Genus). Aber auch *lisme* wird durch *stricke*, *Stäge* durch *Träppe*, *öppis* durch *was*, *überchoo* durch *bechoo* usw. bedrängt.
- b Das dialektal und schweizerhochdeutsch verwendete Adjektiv *blutt* «nackt» scheint der Standardvariante *nackt* zu weichen, ebenso wird *Billett* durch *Fahrkarte* konkurrenziert. Dasselbe gilt für *Herdöpfel* «Kartoffel», das vermehrt von schriftsprachlichem *Kartoffel* (*Kartoffle*) bedrängt wird. Auch *arbeite* statt *schaffe* hört man unterdessen häufiger.
- c Negativ konnotiert oder einer stilistischen Nische angehörend ist das oben erwähnte *Ross*, das durch standarddeutsches *Pferd* ersetzt wird.

Interessanterweise werden die «neuen» Wörter in aller Regel phonologisch integriert, also nicht in der schriftdeutschen Lautgestalt, sondern in mundartlicher bzw. vermundartlichender Weise ins Schweizerdeutsche übernommen.

Neben der Standardsprache sind es aber auch interdialektale Ausgleichsprozesse, die als lexikalischer Wandel empfunden werden. So war



das traditionelle Kartoffelgericht, das heute schweizweit als *Rösti* bekannt ist, einst nur im westlichen Schweizerdeutschen als *Rösti* verbreitet. Der Osten kannte etwa *proote Herdöpfel*, *gchocheti Händöpfel* u.ä., die Kantone Luzern und Aargau *Brausi* und *Bräusi*, das Oberwallis *Händöpfel-Choch*. Alle diese Wörter sind stark im Rückgang begriffen, während *Rösti* die eigentliche Monopolstellung einnimmt. Dasselbe gilt, wie eine grosse online-Umfrage von 2008 gezeigt hat (Glaser, 2013, passim), auch für die Begrifflichkeiten für «zu wenig gesalzen», wo sich *faad* gegen ältere und einstmals regional sehr dominante Varianten wie *liis*, *blööd* oder *lugg* durchgesetzt hat, oder «Kuss», wo sich *Kuss/Chuss* auf Kosten von *Schmutz*, *Schmützli* u.ä. weiter ausbreitet, während das westliche *Müntschi* einigermaßen stabil bleibt. Insgesamt ergab die erwähnte Umfrage, dass trotz der Tendenz zu überregionalen Varianten viele der abgefragten alten Mundartwörter tatsächlich noch weit herum bekannt sind und sprachgeographisch raumbildend (nach)wirken.

### Morphologischer und phonologischer Wandel

Massiv und dennoch kaum wahrgenommen vollzieht sich gegenwärtig Sprachwandel auf der Ebene der Wortbildung und der Formenlehre. Schon älter und vielerorts bereits abgeschlossen sind folgende drei Entwicklungen (s. Löttscher, 1983, 190 ff.):

- Die Formendifferenzierung der Zahlwörter für «zwei» und «drei», die je nach Geschlecht des Bezugsworts traditionell unterschiedlich lauten (nämlich männliches *zwee*, weibliches *zwoo* und sächliches *zwei* [und lautliche Varianten]), ist vielerorts zu *zwei* vereinheitlicht worden.
- Die Partizipendungen auf *-et* aus gewissen Verbklassen haben ihr vokalisches Element weitgehend verloren und sind mit denjenigen auf *-t* zusammengefallen. Statt *gmachet*, *gchochet*, *glueget*, *gstuunet* usw. heisst es heute oft *gmacht*, *gchocht*, *gluegt*, *gstuunt*.
- Weitestgehend aus dem Sprachgebrauch gekommen ist auch die Markierung der Dativ-Plural-Endungen wie etwa in den Fällen *bi de Hüüsere* oder *i vier Monete*.

Jünger, tiefgreifender und in gewissem Sinne mit dem letzteren Phänomen zusammenhängend (insofern diese Formen wieder zu hören sind) ist jedoch der Umbau der Pluralendungen insgesamt (vgl. Landolt, 2011, 98 ff., zusammengefasst bei Graf, 2012, 61), besonders im östlichen Schweizerdeutschen:

- Starke Maskulina, bei denen traditionell der Plural nicht vom Singular zu unterscheiden ist, tragen heute in der Mehrzahl meist ein *-e*, etwa in Fällen wie *Bärge*, *Fründe*, *Finde*, *Briefe*.
- Auch die starken Neutra tragen heute vielfach bereits ein Plural-*e*. Der Fall von *Chinde* ist schon relativ stabil, Formen wie *Gsetze*, *Haare*, *Jaare* usw. stehen teilweise noch neben den alten *-e*-losen Formen.

- Flächendeckend breitet sich derzeit das Suffix *-ene* als Pluralmarker bei den schwachen Feminina aus. Traditionell galt es für Feminina, die im Singular auf *-i* ausgehen (also *Chetti* → *Chettene*, *Grösssi* → *Grösssene* usw.), heute wird es an allerlei auf Vokal ausgehende Feminina angehängt, vgl. etwa *Fläschene*, *Giigene*, *Familiene*, *Gruppene*, *Chilene* usw. Daneben kommt es vereinzelt auch als Pluralsuffix bei auf Vokal ausgehenden Neutra vor, wie etwa beim Fremdwort *Thema* → *Themene*.
- Nach standarddeutschem Vorbild sind Neutra wie *Ross*, *Fass*, die auch in der Mehrzahl *Ross*, *Fass* lauteten, heute fast ausschliesslich mit Umlaut und *-er*-Plural zu hören, nämlich *Rösser*, *Fässer*. Auch das Maskulinum *Wurm* büsst seinen alten Plural *Würm* zugunsten der mit *-er* erweiterten Form *Würmer* ein. Ähnliches gilt für *Maa* «Mann», dessen alter Plural *Mane* zunehmend dem standarddeutschen *Männer* weicht. Das Wort *Nuss*, mit altem Plural *Nusse*, wird modern mit Umlaut *Nüss* in den Plural gesetzt. Es ist nicht auszuschliessen, dass sich auch hier dermaleinst die sich am Standard orientierende Form *Nüsse* etablieren könnte.
- Ein universales Pluralmorphem ist *-s*. Es tritt neuerdings vor allem bei Neutra, insbesondere Fremdwörtern, auf, vgl. *Autos*, *Velos*, dann auch *Büsis*, *Znüünis* usw., Wörter, deren alter Plural morphologisch unmarkiert war. Doch auch Maskulina (*Studis*) und Feminina (*Zigis*) sind vom *-s*-Plural betroffen, was den Schluss nahelegt, dass vor allem der vokalische Auslaut des Singulars einen *-s*-Plural ermöglicht.

Die phonologische Ebene, die Ebene der Laute, gehört ebenfalls zu den Bereichen, in denen der Sprachwandel stark ist, aber bestenfalls unterschwellig wahrgenommen wird. Er vollzieht sich insbesondere unter dem Druck der Schriftsprache bzw. *-aus*sprache im Bereich der kleinsten Lauteinheiten. Folgende Beispiele hat Landolt 2010, passim, zusammengestellt. So werden zunehmend Primärumlaute nach dem Vorbild der Schrift nicht mehr mit geschlossenem, sondern offenem *e* ausgesprochen, *Gäscht* statt *Gescht*, *Gläser* statt *Gleser*, *chräftig* statt *chreftig* usw. Nach der Schrift gehen auch mehr und mehr Aussprachen wie *Erdbeeri* (älter: *Eppeeri*), *Wienacht(e)* (*Wienecht*), *baarfuess* (*baarfis*), *jetzt* (*jetz*), *nur* (*nu*), *Adwänt* (*Apfänt*), *natürlich* (*natüürli*) usw., die sprechsprachliche Vereinfachungen, insbesondere Vokalreduktionen und Assimilationen, durch die aus der Schrift gewohnten Lautfolgen ersetzt. Zurück gehen auch Überbrückungslaute wie das Binde-*n* zwischen vokalisches aus- und anlautenden Wörtern. Sprechsprachliches *Ich wünsche-n-ine-n-en-schöne-n-Aabig* (wo die *n*-Laute freilich teilweise auch etymologisch bedingt sind) hört man inzwischen häufig auch in der Variante *Ich wünsche ine en schöne Aabig*. Häufiger werden in jüngerer Zeit zudem nach standarddeutschem Vorbild diphthongierte Wortformen, die auf mittelhochdeutsches langes *î* zurückgehen, so *peinlich* statt *piinlich* «peinlich», *scheitere* statt *sch(i)tere* «scheitern», wobei beide Wörter mit der heutigen Bedeutung aber auch erst in jüngerer Zeit aus dem

Standarddeutschen entlehnt worden sein könnten und dann phonologisch nur teilweise angepasst wurden (velare Aussprache von *-ch*, mechanischer Ersatz der Infinitivendung *-ern* durch *-ere*).

#### «Lokalradiofutur» und andere Entgleisungen

Die «Mundartwellen» (vgl. zu dem Begriff und seiner Problematik Rash, 2003, 124f.) der letzten Jahre und Jahrzehnte, die auf ganz unterschiedlichen Ebenen das Sprachbewusstsein in der deutschen Schweiz erfasst haben, haben dem Dialekt nicht nur allgemein mehr Raum im öffentlichen Diskurs verschafft, sondern auch als eine Art Sprachwandelbeschleuniger gewirkt. Wo der Mundart nämlich Domänen erschlossen wurden, die früher der Standardsprache vorbehalten waren, konnten sich nicht nur eigentlich dialektfremde Wörter in der Mundart etablieren, es haben ganze Satzbau-muster, die der Schriftsprache entstammen, im Dialekt Fuss fassen können. Gemeint sind insbesondere Sendegefässe in Radio und Fernsehen, aber auch Kleinkunst, Predigt, parlamentarische Debatten usw., deren Fach-jargon eins zu eins in die Mundart übernommen wurde. Schöne Beispiele dieser vielfach ungelungenen, da an sich nicht mundartlichen Sprechweise, publizierte der Zürcher Tages-Anzeiger in einem Artikel vom 19. Mai 2011:

- *Er isch en Schatte siner sälbscht.* – In dieser Wort-für-Wort-Transposition von hochsprachlich-poetischem *Er ist ein Schatten seiner selbst* in den Dialekt ist vergessen gegangen, dass der Dialekt eigentlich keinen Genitiv kennt.
- *Ihres Warte hät es Änd.* – An die Stelle von mundartlich «natürlicherem» *Si hät ufgehört warte* trat ebenfalls eine Wort-für-Wort-Übernahme einer Fügung aus dem Schriftdeutschen. Funktionsverbgefüge wie *ein Ende haben* sind typische Kennzeichen einer ursprünglich schriftlich geprägten Verwaltungssprache.
- *2012 wird de Zirkus wider in Züri gaschtiere.* – Die Mundart kennt eigentlich kein periphrastisches Futur mit werden. Für Sachverhalte, die eine zukünftige Handlung ausdrücken sollen, werden üblicherweise Zeitadverbien oder konkrete Zeitangaben, die ihre Zukünftigkeit anzeigen, verwendet. Das Verb *gastieren* ist ebensowenig traditionell mundartlich, sondern einfach phonologisch in die Mundart transponiert worden. In «natürlicher» Sprechweise würde man vermutlich *2012 isch de Zirkus wider in Züri* sagen. Der Journalist nennt das Phänomen nicht untreffend «Lokalradiofutur».
- *Es vo Weschte herbiiziehends Tüüf.* – Erweiterte Partizipialattribute, die grosszügige syntaktische Klammern bilden, sind dem Dialekt eigentlich fremd. So praktisch sie in der schriftlichen Geschäftssprache sein mögen, so holprig wirken sie in der Mundart, wo man den Sachverhalt relativ einfach mit einem Relativsatz ausdrücken würde, etwa *es Tüüf, wo us em Weschte chunnt*. Auch die Überführung von *herbeiziehen* in ein pseudodialektales *herbiizie* wirkt deplaziert.

Die Motivik hinter solchen Vermundartungen ist primär der (gute) Wille, dem Dialekt Geltung in Bereichen zu verschaffen, die ihm eigentlich fern stehen bzw. in denen er sich erst beweisen muss. Wo Personen jedoch, wie sie es in der Schule gelernt haben, ihre Texte in Schriftsprache vordenken und vorbereiten, geschehen leicht Entgleisungen des obigen Typs. Es kommt hinzu, dass Fachsprachen aus Technik, Wirtschaft, Sport, Verwaltung, Wissenschaft und Politik – die auch im Hochdeutschen leicht zum technolektalen «Verlautbarungsdiskurs» verkommen können – bereits auf eine lange Geschichte schriftsprachlicher Prägung zurückblicken können, während der Dialekt als Kommunikationsform des Alltags, der Nähe, des ungezwungenen Sprechens usw. jene Domänen noch nicht in derselben Weise für sich erschlossen hat. Wenn also die traditionelle Verteilung der Domänen aus dem Gleichgewicht gerät, sind Mundarten von schriftsprachlichen Mustern strukturell «bedroht», womit sich ursprünglich sprachpflegerische Anliegen in ihr Gegenteil verkehren können. Das zeigt sich heute nicht zuletzt ganz besonders in der Verwendung von Relativsätzen, die mit den Pronomina *der, die, das* anstelle des alten *wo* eingeleitet werden. Während nämlich die obigen Beispiele wohl eher seltene Extremfälle von Lokalradio-Jargon darstellen dürften, ist die generell weniger auffällige Bildung von Relativsätzen von unterschwellig standarddeutscher Prägung weit mehr betroffen als es die Alltagssprache von Redensarten und bildlichen Wendungen ist.

#### Ethnolekte

In den Bereich der auffälligeren sprachlichen Erscheinungen des jüngeren Dialekts gehören Phänomene, die in der Öffentlichkeit als «Balkanslang», «Kanaksprache» oder «Kiezdeutsch», in der Sprachwissenschaft neutraler als «Ethnolekt» bezeichnet werden. Gemeint sind Sprechweisen, wie sie von Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund, besonders aber auch in imitierender Weise von Komikern gesprochen und/oder gepflegt werden. Man unterscheidet demgemäss drei Formen respektive Stufen des Ethnolekts (vgl. dazu Schmid et al., 2010): Der primäre Ethnolekt, wie ihn Kinder mit Migrationshintergrund aufweisen, ist gewissermassen eine normale Zweitsprache, die typische Fehler aufweist wie falsche Genuszuordnungen (Typus *de Kaabel*), ausgelassene Konjunktionen (Typus *gömmmer Migro*) und vieles mehr, was beim Spracherwerb fehlerhaft gelernt und/oder falsch generalisiert werden kann. Systematisches, das dann in den sekundären und tertiären Ethnolekt überführt und schliesslich das auffällige Sprechen von Jugendlichen ohne Migrationshintergrund kennzeichnen kann, sind phonetische Eigenschaften der Ausgangssprachen wie beispielsweise die generell stimmhafte Aussprache von *b* und *g* (im traditionellen Schweizerdeutsch stets stimmlos, aber mit der Unterscheidung von «starker» und «schwacher» Realisierung) oder retroflexes *r* in gewissen Positionen. Der sekundäre Ethnolekt macht sich diese Phänomene dann über die Medien in Persiflagen und Satiren zu eigen. Der tertiäre Ethnolekt schliesslich ist die

Sprechweise der Jugendlichen ohne Migrationshintergrund, die insbesondere die phonetischen Eigenschaften der primären und sekundären Ethnolekte aufnimmt und in nicht selten übertriebener Weise verselbständigt. Dazu kommen grammatische, prosodische und phraseologische Merkmale des primären und sekundären Ethnolekts, die sich zu einer – vielfach spielerischen, kreativen und identitätsstiftenden – Jugendsprache gruppieren.

Der Aspekt des Sprachwandels ist hier natürlich nicht überzubewerten. Während einige wenige Forscher eine generelle Vereinfachung der Sprachstrukturen prognostizieren (wie sie Sprachkontakt häufig bewirkt) und Kulturpessimisten befürchten, dass eine ganze Generation von «Balkanslang» sprechenden Kindern und Jugendlichen heranwachse, betonen die meisten Fachleute im Gegenteil die soziolinguistische Kompetenz, die die Jugendlichen mit ihrer Sprechweise an den Tag legen würden. Tatsächlich scheint der auf den ersten Blick nicht sehr ausschlaggebend wirkende sekundäre Ethnolekt das Sprechen der Jugendlichen stärker zu beeinflussen als vermutet. Der Sprachkontakt sei jedenfalls nicht überzubewerten, infolgedessen auch nicht die Auswirkungen auf den Sprachwandel. Vielmehr seien es verschiedene sprachliche Register, die die Jugendlichen beherrschen würden, und das Ethnolektale diene häufig eher einer Art Sprachspiel mit humoristischer Absicht. Ein genereller Rückbau grammatischer, prosodischer, phonetischer Strukturen ist jedenfalls nicht zu beobachten.

### Fazit

Sprachwandel findet immer und überall statt. Er ist nicht nur auf den Austausch von Einzelwörtern beschränkt, sondern vollzieht sich auf allen Ebenen der Sprache wie der Wort- und Formenbildung, der Einzellaute, der Syntax, der Prosodie usw. Wandelerscheinungen, die im Schweizerdeutschen beobachtet werden können, sind insbesondere durch überkantonalen und überregionalen Ausgleich sowie die Wirkung der Standardsprache bedingt. Phänomene, die allerdings ihrerseits wiederum ganz unterschiedlich motiviert sind. Gegen den Wandel wirken jedoch nach wie vor starke Kräfte der Dialektpersistenz, die sich aus dem Bewusstsein nähren, dass der Dialekt die «erste» Sprache des Deutschschweizers, der Deutschschweizerin ist, die unabhängig von Situation und sozialer Herkunft verwendet wird.

### Literatur

- Christen, Helen: Koiné-Tendenzen im Schweizerdeutschen? in: Varietäten des Deutschen: Regional- und Umgangssprachen, hg. v. G. Stickel, Berlin, New York 1997 (Jahrbuch 1996 des Instituts für deutsche Sprache), S. 346–363.
- Glaser, Elvira: Online-Befragung: Schweizerdeutsch heute, in: Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz, 5. überarbeitete und erweiterte Auflage, Frauenfeld u.a. 2013.
- Graf, Martin H.: Thurgauer Mundart in Geschichte und Gegenwart, Bern 2012 (Schwerpunktreihe Sprachen und Kulturen 5).
- Landolt, Christoph: Dialektale Morphologie und Morphonologie im Wandel Beispiel Zürichdeutsch, in: Alemannische Dialektologie. Wege in die Zukunft. Beiträge zur 16. Tagung für alemannische Dialektologie in Freiburg/Fribourg vom 7.–10.09.2008, hg. v. H. Christen, S. Germann, W. Haas, N. Montefiori u. H. Ruef, Stuttgart 2010 (ZDL Beiheft 141), S. 97–113.

- Lötscher, Andreas: Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch, Frauenfeld 1983.
- Rash, Felicity: Die Entwicklung des Schweizerdeutschen aus angelsächsischer Sicht, in: Gömmer MiGro? Veränderungen und Entwicklungen im heutigen Schweizerdeutschen, hg. v. B. Dittli, A. Häcki Buhofer u. W. Haas, Freiburg (Schweiz) 2003, S. 123–130.
- Schmid, Stephan; Tissot, Fabienne; Galliker, Esther: «S Beschte wos je hets gits» oder wenn sich Schweizerdeutsch und Migrationssprachen treffen, in: SchweizerDeutsch 1/2010, S. 11–14.
- Schwarzenbach, Ruedi: Urs Albrecht, Sprachvariation und Sprachwandel im Glarner Mittelland, in: SchweizerDeutsch 1/11, S. 21–23.

## Dialektologie als Unterrichtsgegenstand auf Sekundarstufe II

Matthias Friedli und Michelle Waldispühl

Schweizerdeutsch hat keine Grammatik. Schweizerdeutsch ist eine Sprache. Schweizerdeutsch wird von Hochdeutsch verdrängt. Das sind Ansichten – und Befürchtungen – wie sie im Alltag immer wieder zu hören sind. Daneben ist allen bewusst, dass Schweizerdeutsch keine einheitliche Varietät darstellt, spricht der Nachbar aus dem anderen Kanton doch nicht gleich wie ich. Aber wie genau unterscheidet sich sein Dialekt von meinem? Wie viele Dialekte gibt es überhaupt in der Schweiz? Wie verändern sich unsere Dialekte konkret? Und wie unterscheiden sie sich genau vom Standarddeutschen?

Diese falschen Vorstellungen und Fragen illustrieren, dass sich die Auseinandersetzung mit dem Schweizerdeutschen lohnt, sie aber auch nötig ist, weil ein genauerer Blick auf die sprachlichen Sachverhalte die Alltagsurteile teils revidieren, teils präzisieren kann. Ihr soll und darf im gymnasialen Curriculum genügend Platz eingeräumt werden. Die Voraussetzungen sind vorhanden. Die Lernenden bringen viel Alltagswissen und Sprachkompetenzen mit. Zudem hält der seit dem Schuljahr 2013/2014 verbindliche, kompetenzorientierte Rahmenlehrplan des Kantons Aargau beispielsweise – hier verkürzt dargestellt – fest<sup>1</sup>:

Schülerinnen und Schüler können...

- ihre Sprach- und Medienbiografie reflektieren.
- Zusammenhänge von Sprache und Wirklichkeit erkennen.
- grammatische Probleme (...) reflektieren und bewältigen.
- exemplarisch sprachwissenschaftliche Probleme erörtern (z.B. Dialekte, Diglossie).
- Wandel und Kontinuität der Sprache an ausgewählten Beispielen erläutern.
- die Nutzung und Wirkung analoger und digitaler Medien kritisch hinterfragen.

All diese Kompetenzen müssen bzw. können durch die Beschäftigung mit dem Schweizerdeutschen erlangt werden. Dabei führt die vertiefte, vielfältige und auch wissenschaftliche Auseinandersetzung mit «unserer Sprache» des alltäglichen Austauschs zu einem differenzierteren Sprachbewusstsein und zusätzlich zu einem Sprachwissen, das in der Schweiz grosse Relevanz hat.

Für eine Auseinandersetzung mit dem Schweizerdeutschen auf der Sekundarstufe II bieten sich der «Kleine Sprachatlas der deutschen Schweiz»

und die dazu entwickelten Unterrichtsmaterialien an. Der mit farbigen Sprachkarten ausgestattete Atlas ist für ein Laienpublikum konzipiert und gibt einen anschaulichen Einblick in die ganze Vielfalt der Schweizer Dialektlandschaft, ins Sprachleben in der Deutschschweizer Diglossie und in sprachgeschichtliche Hintergründe. Die Unterrichtsmaterialien wurden von Fachlehrpersonen erarbeitet und können kostenlos heruntergeladen werden ([www.ofv.ch/kleinersprachatlas](http://www.ofv.ch/kleinersprachatlas)). Sowohl der Atlas als auch die Materialien werden im Folgenden vorgestellt.

### 1. Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz<sup>2</sup>

Der «Kleine Sprachatlas der deutschen Schweiz», nachfolgend KSDS genannt, ist 2010 im Verlag Huber Frauenfeld erschienen und liegt mittlerweile in der 5. erweiterten Auflage aus dem Jahre 2013 vor. Der Atlas wurde explizit für Nichtlinguistinnen und -linguisten verfasst. Ziel war es, wissenschaftliche Erkenntnisse der Sprachgeschichtsforschung und der Dialektologie des Schweizerdeutschen für ein breites Publikum allgemeinverständlich aufzubereiten.

Im Zentrum des KSDS stehen 121 Karten und dazugehörig je ein Kommentar (vgl. als Kartenbeispiel Abb. 1). 78 Karten illustrieren die Vielfalt im Wortschatz (z.B. für die Begriffe 'Kuss', 'stolpern', 'Schluckauf', 'Butter', 'Gänseblümchen', 'Pfütze', 'Kiltgang'), 27 die unterschiedliche Lautung (z.B. von Abend, Rücken, Käse, tief, trinken, Hund, Kirche) und 16 Variation im Formeninventar (z.B. von 'ich', 'zwei', Verbplural). Die Kommentare erläutern Geschichte und Herkunft der vorkommenden Wörter bzw. die lautlichen Unterschiede und enthalten weitere Informationen zur Wortbildung sowie zur Sach- und Volkskunde. Beim Erstellen der Kommentare wurde versucht, wenn immer möglich linguistische Fachtermini zu vermeiden. Werden Termini verwendet, sind sie knapp an Ort und Stelle erklärt; teilweise wird zusätzlich auf das Glossar verwiesen, in welchem die wichtigsten Begriffe ausführlicher erklärt respektive Hinweise zu anderen Kapiteln im Atlas gemacht werden. Ein 24-seitiger Einleitungstext zeigt mit verschiedenen Illustrationen die sprachgeschichtlichen und soziolinguistischen Hintergründe auf: Die Leserschaft erfährt Wissenswertes zur sprachlichen Vorgeschichte Europas, zur Sprachgeschichte der Schweiz seit römischer Zeit, zur vier-sprachigen Schweiz und natürlich zum aktuellen Sprachleben in der Deutschschweizer Diglossie. Im hinteren Teil des Atlas gibt ein Kapitel zusätzlich Auskunft zu Besonderheiten der schweizerischen Orts- und Flurnamen sowie zu Entstehung und Benennungsmotivik der Deutschschweizer Familiennamen. Ein weiteres Kapitel präsentiert Ergebnisse *aktueller* dialektologischer Befragungen zum Wortschatz und zur Syntax des Schweizerdeutschen.

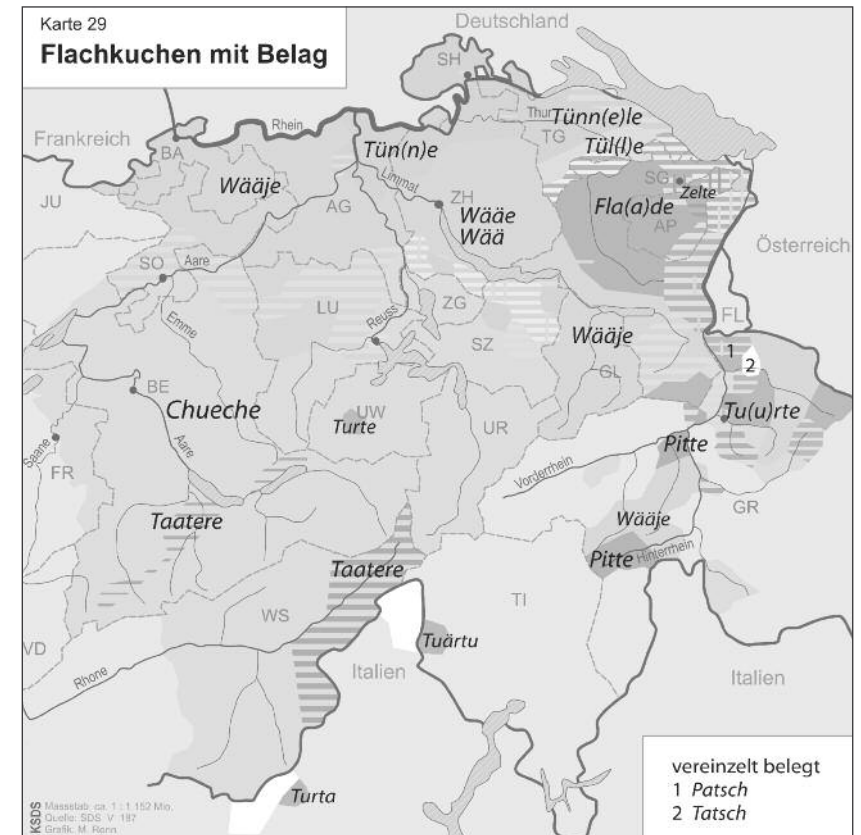


Abb. 1: Wortkarte «Flachkuchen mit Belag», KSDS S.102.

In diesem Zusammenhang sei auf einen wichtigen Punkt hingewiesen: Die 121 Karten des KSDS basieren auf älterem Sprachmaterial, das im «grossen Bruder», dem «Sprachatlas der deutschen Schweiz» (SDS), von 1962–1997 publiziert wurde. Der SDS ist *das* sprachgeografische Grundlagenwerk der Deutschschweiz. Um die Deutschschweizer Dialekte zu dokumentieren, beantworteten zwischen 1939 und 1958 in 572 verschiedenen Ortschaften rund 1500 Gewährspersonen ca. 2500 Fragen. Nach der Auswertung des Datenmaterials liegen nun mehr als 1500 Sprachkarten vor. Sie erfüllen höchste wissenschaftliche Ansprüche und sind für ein Fachpublikum gedacht. Die interessantesten und wichtigsten Karten wurden für den KSDS ausgewählt und aufbereitet.

Der zeitliche Abstand führt dazu, dass einige der 121 Karten im KSDS nicht mehr dem Schweizerdeutschen entsprechen, wie es die Lernenden kennen, sprechen und wahrnehmen. Dies eröffnet eine vielfältige Auseinandersetzung mit dem Thema Sprachwandel (vgl. unter 2. zum Kapitel V.). Dies ist aber nur eine Einsatzmöglichkeit des KSDS im Unterricht, wie die nachfolgenden Ausführungen zeigen.



## 2. Unterrichtsmaterialien zum KSDS

Das Unterrichtsmaterial zum KSDS (vgl. Linkangabe im Einführungsteil) bietet Anregungen und konkrete Aufgaben, um Themen aus der Dialektologie auf der Sekundarstufe II und, mit Anpassungen, auf der Sekundarstufe I aufzugreifen. Den konkreten Unterrichtsvorschlägen in den Kapiteln (I.–V.) ist eine kurze Einführung zum KSDS (0.I.), eine Gesamtübersicht über das Unterrichtsmaterial (0.II.) und eine Linksammlung (0.III.) zu themenverwandten Websites mit ergänzenden Materialien für den Unterricht vorangestellt.

Die Unterrichtsvorschläge, die unten im Überblick dargestellt werden, enthalten zum Teil ausformulierte Aufgabenstellungen und Arbeitsaufträge für die Lernenden. Andere verstehen sich als anregende Ideen, welche je nach Klassensituation angepasst und methodisch-didaktisch ausgearbeitet werden müssen. Der Schwierigkeitsgrad der Übungen ist variabel. Insbesondere wenn mit den Texten im KSDS gearbeitet wird, sind die Aufträge eher anspruchsvoll und sollten hinsichtlich verschiedener Schwierigkeitsstufen mit spezifischen Arbeitsaufträgen differenziert werden.<sup>3</sup>

Das Material zum KSDS ist in fünf Kapitel (I.–V.) mit je einem inhaltlichen Schwerpunkt gegliedert. Die jeweiligen Unterrichtsvorschläge innerhalb eines Kapitels können als zusammenhängende Einheit eingesetzt werden, es ist aber auch möglich, einzelne Aufträge isoliert zu behandeln. Ein Vorschlag für eine kapitelübergreifende Unterrichtseinheit von ca. 12 Lektionen à 45 Minuten ist in der Einleitung zum Unterrichtsmaterial (0.II) auf S. 6 zu finden.

Für jeden Unterrichtsvorschlag gibt es Informationen für die Lernenden samt Anregungen für Arbeitsaufträge sowie Hinweise für die Lehrperson, welche neben Unterrichtsideen und Hintergrundinformationen auch Verweise auf weiterführende Themen beinhalten.

Einige Aufträge integrieren Hörtexte, die beim Unterrichtsmaterial unter der Rubrik «Tondateien» zu finden sind.

Im Folgenden werden die Unterrichtsmaterialien pro Kapitel zusammen mit einem inhaltlichen Abriss des jeweiligen Themenschwerpunkts vorgestellt.

### I. Sprache und Dialekt – Die Sprachsituation in der (Deutsch-) Schweiz

Das Unterrichtsmaterial dieses Themenschwerpunkts bietet zum einen Arbeitsanregungen, um die Begriffe «Sprache» und «Dialekt» einander gegenüberzustellen und zu reflektieren. Zum andern sind zur Sprachsituation in der Deutschschweiz diverse Lesetexte aus dem Tages-Anzeiger und der NZZ zusammengestellt, von denen ausgehend der Themenkomplex «Standardsprache (Hochdeutsch) vs. Dialekt (Mundart)» diskutiert wird. In den Texten werden folgende Fragen aufgegriffen: Ist Hochdeutsch für Deutschschweizer die erste Fremdsprache? Welche Einstellungen haben Deutsch-

schweizer zum Dialekt und zur Standardsprache? Soll Schweizerdeutsch zur Schriftsprache werden? Welchen Schwierigkeiten begegnen Deutsche, die Schweizerdeutsch lernen wollen?

Eine Arbeitsanregung greift zudem das Thema «Sprachensituation in der Schweiz» auf, indem anhand eines Ausschnitts im Einleitungstext des KSDS (S. 23–26) die Sprachensituationen in den anderen drei Sprachregionen der Schweiz erarbeitet werden. Für Klassen mit zwei- bzw. mehrsprachigen Lernenden bietet es sich an, auch die Sprachsituationen ihrer Herkunftsländer einzubeziehen und derjenigen der Deutschschweiz und den der anderen Schweizer Sprachregionen gegenüberzustellen.

Welche Sprachvarietäten als «Dialekte» klassifiziert werden, geschieht immer in Bezug auf eine Einzelsprache. Es gibt also Dialekte des Italienischen, Türkischen, Deutschen. Dialekte sind laut Bußmann (2008: 131) regional gebundene (areale) Sprachsysteme ohne normierte Orthografie und Grammatik, die der jeweiligen Standardsprache so ähnlich sind, dass sie mit dieser zumindest teilweise wechselseitig verständlich sind. Ob eine Varietät den Status einer «Standardsprache» (bzw. Nationalsprache) oder eines «Dialekts» besitzt, hängt mitunter von politischen und historischen Gesichtspunkten ab. Innerhalb des deutschen Sprachraums ist Luxemburgisch eine der Nationalsprachen Luxemburgs, auch wenn es sich hier nach linguistischen Kriterien um eine Varietät handelt, die mit den umliegenden Dialekten in Deutschland nah verwandt ist. Auf der anderen Seite gibt es Standardsprachen wie beispielsweise das Spanische und das Italienische, die gegenseitig verständlich sind. In der Deutschschweiz gelten die Dialekte als Varietäten des Deutschen, also nicht als eigenständige Sprachen und werden neben dem Standarddeutschen verwendet.

In der Schweiz hängt der Dialektgebrauch nicht, wie z.B. in Deutschland (vgl. Ammon, Kyvelos, 2004: XLV), von sozialer Zugehörigkeit ab, und auch nicht vom Thema. Der Status der Dialekte in der mündlichen Alltagskommunikation ist bei allen Bevölkerungsgruppen hoch, und in Medienformaten wie beispielsweise der «Arena» im Schweizer Fernsehen werden auch komplexe Themen auf Schweizerdeutsch diskutiert. In der Schweiz zeigt sich das Bildungsniveau einer Person nicht im geringeren Gebrauch des Dialekts, sondern vielmehr in der häufigeren Verwendung der Standardsprache neben dem Dialekt (Lüdi, Werlen et al., 2004: 15).

Das besondere Nebeneinander von Standarddeutsch und Dialekten in der Schweiz wird als «Diglossie» bezeichnet. Die Verwendung der beiden Varietäten ist funktional klar verteilt und hängt generell von der jeweiligen Situation und den Adressaten ab: Im sprachlichen Alltag wird in der Mündlichkeit, jedoch mit den neuen Medien vermehrt auch in der «konzeptionell mündlichen» Schriftlichkeit (E-Mail, Chat, SMS) Dialekt verwendet. Für formelle Sprachanlässe, im Umgang mit Nicht-Dialektsprechenden (Christen, Guntern, Hove, Petkova, 2010) und in der Schriftlichkeit wird Standarddeutsch gebraucht. Personen aus der Deutschschweiz wissen, in welchen

Situationen sie welche Varietät sprechen und schalten deutlich von der einen auf die andere Varietät um.

## II. Dialekte sind mehr als einzelne Wörter – Dialekte haben eine Grammatik

Bei diesem inhaltlichen Schwerpunkt übersetzen die Lernenden einen hinsichtlich typischer sprachlicher Kontrastmerkmale konstruierten, standarddeutschen Text in den eigenen Dialekt. Die Übersetzung dient ihnen als Grundlage für einen systematischen Vergleich grammatischer Charakteristika der beiden Varietäten. Sie erarbeiten gezielt Unterschiede auf verschiedenen sprachlichen Ebenen (Lautung, Grammatik, Wortschatz). In einem zweiten Auftrag werden sie anhand von Aufgaben zu spezifischen grammatischen Merkmalen (regelmässige vs. unregelmässige Verbformen, Tempusformen, Diminutiv, Adjektivsteigerung, Verbstellung im Satz) angeregt, mögliche Regeln für die schweizerdeutsche Grammatik induktiv zu erschliessen.

Die Arbeit mit grammatischen Phänomenen des Schweizerdeutschen bietet die Gelegenheit, den Begriff «Grammatik» zu repetieren bzw. mit den Lernenden zu klären und zu diskutieren.

Gemäss der oben referierten Definition für «Dialekt» aus Bußmann (2008: 131) besitzen Dialekte keine normierte Orthografie und Grammatik. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Dialekte keine Grammatik im Sinne von strukturellen Regularitäten haben. Dialekte sind Sprachsysteme, welche auf allen sprachlichen Ebenen beschrieben werden können. Dialektsprecher sind fähig, intuitiv zu beurteilen, ob ein Satz wie z.B. *Ech trenkt de warmi Melch* grammatisch korrekt ist oder nicht. Die Sprachwissenschaft untersucht diese grammatischen Regeln und stellt sie zusammen (deskriptive Grammatikschreibung). Was Dialekte hingegen gewöhnlich nicht haben, sind festgeschriebene Normen für die Grammatik (präskriptive Grammatikschreibung) und für die Schreibung (Orthografie), an denen es sich zu orientieren gilt.

Das Schweizerdeutsche hat nicht *eine* Grammatik, sondern die Dialekte einzelner Regionen weisen jeweils ihre Eigenheiten auf. Dennoch können im Kontrast mit der Standardsprache für die schweizerdeutschen Dialekte insgesamt einige Charakteristika aufgeführt werden: In der Lautung zeichnen sich (fast alle) Dialekte durch die aus dem Mittelhochdeutschen erhaltenen Langvokale *î* (*zît* 'Zeit') und *û* (*hûs* 'Haus') und die ebenfalls alten Diphthonge *ie* (*lieb*), *uo/ue* (*gruess* 'Gruss') und *üe* (*grüesse* 'grüssen') aus. Ebenso auffällig ist die Apokope von *-e* und *-n* (*Chreis* – *Chreis* 'Kreis – Kreise', *mache* 'machen') und die überwiegende Erstsilbenbetonung auch bei Fremdwörtern, Vornamen und Akronymen (*Báلكon*, *Párfüm*, *Mátthias*, *ŚBB*, *ÉDW*). Im Bereich der Wortbildung fallen insbesondere Verkleinerungsformen auf: der Diminutiv *-li* (*Käfeli*, *Müüsli*, *Bälleli*) bei den Nomen und die *-ele*-Bildungen bei den Verben (*käfele*, *bällèle*, *schäffele*). In der Nominalmorphologie sind die Formgleichheit der maskulinen Nomen im Nominativ und Akkusativ und die weitgehend fehlende Genitivform auffällig. Im

Verbalbereich gibt es für die Vergangenheit nur die analytische Perfektform, kein Präteritum, und in der Syntax ist das einheitliche Relativpronomen *wo* und die andere Wortfolge bei Sätzen mit kombinierten Modal- und Hilfsverb (z.B. *Är het es Huus welle choufe*. 'Er hat ein Haus kaufen wollen.') zu erwähnen.

## III. Dialekte sind von Ort zu Ort verschieden

Anhand eines Hörtexts in neun verschiedenen Dialekten sind die Lernenden in einem ersten Auftrag angehalten, die Dialektvarianten für 'Jahr', 'Flachkuchen mit Belag', 'geschneit', 'Zaun', 'morgen' und 'wir essen/nehmen' herauszuhören und zu notieren. Die Varianten übertragen sie anschliessend gemäss eigener Prinzipien in eine Schweizer Landkarte (Grundkarte des KSDS). Die Ergebnisse werden untereinander und mit den jeweiligen Wortkarten im KSDS verglichen. Dabei sollen neben arealen Unterschieden in der Lautung und im Wortschatz (z.B. *Joor*, *gschneit*, *Haag* im Norden vs. *Jaar*, *gschniit*, *Zuun* im Süden; kleinräumigere Unterschiede beim 'Flachkuchen mit Belag' *Wääije*, *Turte*, *Chueche*, *Tünne*, *Flade*, Karte 29, vgl. Abb. 1 oben) auch Kartierungsmethoden diskutiert werden.

In einem zweiten Auftrag geht es um die grobe Verortung der schweizerdeutschen Dialekte im gesamtdeutschen Dialektgebiet und die traditionelle wissenschaftliche Gliederung der schweizerdeutschen Dialekte in Nieder-, Hoch- und Höchstalemannisch anhand der Nord-Süd-Verteilung sprachlicher Merkmale. Die Lernenden erarbeiten sich die Fakten mit dem Einleitungstext und den Karten im KSDS, welche sie auf eine leere Grundkarte übertragen. Zudem werden Merkmale, welche eine West-Ost-Verteilung zeigen (*Zibele* vs. *Böle* für 'Zwiebel', Karte 51; Aussprache von *e* neutral/leicht *offen* vs. *geschlossen* in *Bett*, Karte 80) und damit korrelierende Kulturunterschiede (z.B. deutsche vs. französische Jasskarten) diskutiert.

Das Material dieses inhaltlichen Schwerpunkts greift zudem die «Benennungsmotivik» auf, um die Vielfalt kleinräumig verteilter Bezeichnungen für den gleichen Begriff zu erklären (z.B. *Bombom*, *Täfeli*, *Tröpsli*, *Zältli*, *Zückerli*, *Möckli*, *Guuzi* etc. für 'Bonbon', Karte 30). Die Lernenden erarbeiten sich mit Hilfe der Kartenkommentare des KSDS, welche Merkmale eines Gegenstands (Grundstoff, Erscheinungsbild, Machart, Funktion etc.) Grundlage für die jeweilige Benennung war.

Innerhalb dieses Blocks bietet es sich an, das «Chochichästli-Orakel» (<http://dialects.from.ch>) auszuprobieren und auf Basis der erarbeiteten linguistischen Grundlagen für die Dialekteinteilung zu reflektieren.<sup>4</sup> Das Material gibt Arbeitsanregungen dazu. Weiter liesse sich in diesem Kontext ein eigenes Projekt einer Online-Umfrage durchführen (Vorschlag vgl. unten V.).

Für Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer gehört es zur kommunikativen Alltagskompetenz, Dialekte aus anderen Regionen nicht nur zu verstehen, sondern die regionale Herkunft einzelner Sprecherinnen und Sprecher anhand ihres Dialekts grob zu bestimmen. Im Zuge der Forschungs-

arbeiten des SDS wurden zahlreiche Merkmale ermittelt und für die Dialekt-einteilung systematisiert. Die wissenschaftliche, areale Gliederung der schweizerdeutschen Dialektlandschaft wird an spezifischen Sprachmerkmalen festgemacht (z.B. *â* vs. *ô* in 'Jahr' und 'Abend', *î* vs. *e* in 'schneien' und 'frei'), die sich in einer Nord-Süd-Verteilung grossräumig unterscheiden (vgl. Abb. 2). Darauf basiert die Klassifizierung in Hoch- und Höchstalemannisch. Man erklärt sich diese Unterschiede im Zusammenhang mit der Isolation der südlichen Gebiete durch das schwer zugängliche alpine Gelände. Deshalb wurde die südliche Region später alemannisiert und sprachliche Neuerungen drangen nicht durch. Daneben zeigen sich auch West-Ost-Gegensätze (vgl. Abb. 3), die eine alte Kulturgrenze (Brünig-Napf-Reuss-Linie) widerzuspiegeln scheinen. Zum Niederalemannischen gehört der Stadtbasler Dialekt, der den alten anlautenden *k*-Laut erhalten hat (*Kind* gegenüber *Chind* im Hoch- und Höchstalemannischen).

Die Grenzen für sprachliche Dialektmerkmale stimmen nur selten mit jenen der Kantone überein. Es gibt Merkmale, die sich mehrere Kantone teilen (wie eben *Jaar* oder *Joor* 'Jahr') und andere, die sich kleinräumiger auf Regionen beschränken. Weil die räumlichen Verteilungen verschiedener Dialektmerkmale unterschiedlich sind, werden die Dialektübergänge als kontinuierlich erfahren. Die Kantone bieten dennoch eine gute Orientierung, wenn man Dialektregionen bestehend aus einem Kern und Peripherien definiert. Es gibt Kantone mit einem einheitlicheren Sprachprofil (z.B. Zürich) und andere, welche eine grössere Dialektvariation aufweisen (z.B. Aargau). Auch die Abgrenzung der schweizerdeutschen Dialekte von den benachbarten in Süddeutschland, im Elsass, Liechtenstein und Vorarlberg anhand linguistischer Merkmale fällt nicht mit den Landesgrenzen zusammen. Die angrenzenden Dialekte gehören gleichfalls zum Alemannischen und zusammen mit den bayrischen Dialekten grossräumiger zum Oberdeutschen.

#### IV. In Dialekten findet man Eigenheiten älterer Sprachstufen

Ausgehend von zwei kurzen mittelhochdeutschen Texten erarbeiten die Lernenden in einem Auftrag dieser Themeneinheit den Lautstand der schweizerdeutschen Dialekte und vergleichen ihn mit jenem des Standarddeutschen. Die Lautgesetze, die für die Unterschiede geltend gemacht werden können, insbesondere die neuhochdeutsche Diphthongierung (z.B. mhd. *mîn* → nhd. *mein*) und Monophthongierung (z.B. mhd. *guot* → nhd. *gut*) erschliessen sie sich mit Hilfe von Texten aus dem KSDS. Neben altertümlichen Lautungen kommen auch Neuerungen wie z.B. die «Entrundung» von *ü* zu *î* in *Müüs* (im Norden) → *Miis* (im Süden) für 'Mäuse' (KSDS Karte 88) zur Sprache. Die schweizerdeutschen Dialekte weisen somit bei gewissen Lauten den alten, mittelhochdeutschen Sprachstand auf, zeigen bei anderen jedoch auch Innovation.

Weitere Innovationen lassen sich in der Morphosyntax anhand der Verbformen im Plural anschaulich feststellen. Im Osten gibt es eine Einheitsform

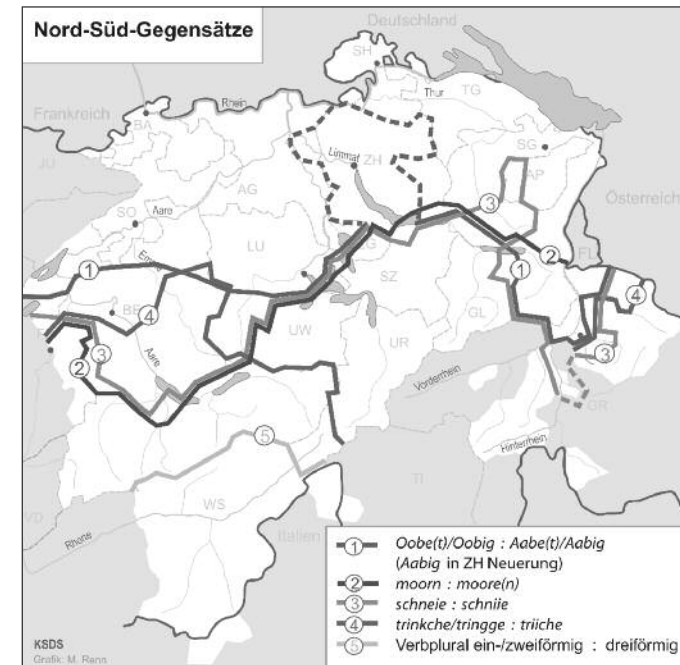


Abb. 2: «Nord-Süd-Gegensätze», KSDS S. 32.

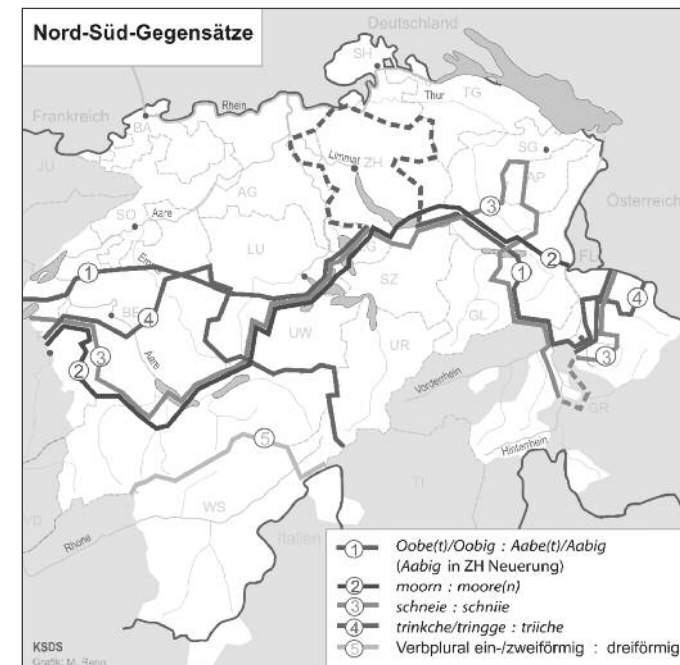


Abb. 3: «West-Ost-Gegensätze», KSDS S. 33.



(*mir, ir, sie lached/lachid*), im Westen zwei Formen (*mir lache, ir lached/lachid, si lache*), während im Süden drei Formen erhalten sind (*wir lache, ir lachet, schi lachunt*). Die Arbeitsanregungen leiten die Lernenden an, ihre eigenen Formen zuerst jenen des Englischen und Französischen gegenüberzustellen und anschliessend auf Basis der Erläuterungen im KSDS (Karte 115 und Erklärungen zum grammatischen Wandel S. 217) die dialektale Verteilung und die Gründe für Schwund der Formenvarianz zu erarbeiten.

Dieses Kapitel bietet Gelegenheit, Sprachwandel allgemein zu thematisieren und sich ausgehend von aktuellen Wandelprozessen (z.B. zu Anglizismen, zur Jugendsprache, zum Orthografiewandel, zu weniger gängigen Verbformen wie *buk* für *backte* oder der Wortstellung in *weil*-Sätzen) Gedanken über die Veränderung von Sprache zu machen. Hintergrundinformationen zu diesen und weiteren Sprachentwicklungen des Deutschen finden sich in Nübling et al. (2013) und Riehl (2014: 200–215). Weitergeführt wird das Thema «Sprachwandel» im Kapitel V., dort allerdings spezifisch bezogen auf das Lexikon (Wortschatzwandel).

### V. Wörter haben eine Vergangenheit und eine Zukunft

Für diesen Themenblock zum Wortschatzwandel sind Hör- und Lesetexte zusammengestellt, an welchen die Lernenden zum einen alte, teils ausgestorbene Wörter kennen lernen (z.B. *Schnägge* 'Transportgefährt für Getreide, Heu') und zum anderen sich über die Gründe und Prozesse des Wortschatzwandels (Veränderung der Lebenswelt, Modeeinflüsse, Gesellschafts- und Wertewandel) Gedanken machen. Dabei kann zusätzlich das Schweizerische Idiotikon<sup>5</sup> in der Klasse eingeführt und als Informationsquelle für im KSDS nicht thematisierte Wörter verwendet werden.

Um das Wortmaterial der KSDS-Karten, welches, wie oben erwähnt, auf Erhebungen aus den Jahren 1939–1958 basiert, mit dem aktuellen Sprachstand zu vergleichen, wird als Unterrichtsprojekt eine eigene Umfrage vorgeschlagen. Zudem sind die Lernenden angeleitet, Vergleiche mit den Resultaten aus einer im Jahr 2008 durchgeführten Online-Umfrage zu ziehen.<sup>6</sup> Diese Einheit ermöglicht den Lernenden, sich methodisches Grundlagenwissen zu Umfragen und Online-Umfragen allgemein anzueignen und anzuwenden.

Eine weitere Anregung im Unterrichtsmaterial greift den Themenbereich der «Volksetymologie» auf. Es werden Etymologien von Wörtern und deren volkssprachliche Umdeutungen (z.B. von *Ameise*, Karte 56) angeführt.

Auf der Grundlage eines anspruchsvollen Textes aus Elmar Seebolds (1981) Etymologie wird abschliessend der Frage nachgegangen, woher Wörter eigentlich ursprünglich kommen.

Beim Wortschatz handelt es sich um die für Wandel anfälligste sprachliche Ebene. Lautung und Grammatik wandeln sich zwar auch, jedoch weniger schnell und zumeist für die Sprechenden eher unbewusst. Wortschatz-

wandel hingegen fällt den Sprechenden auf und gibt Anlass, darüber zu debattieren (z.B. Anglizismusdebatte, Jugendsprache). Was den Wandel des schweizerdeutschen Wortschatzes in jüngerer Zeit betrifft, wurde in oben erwähnter Online-Umfrage festgestellt, dass die Dialekte immer noch reichhaltig sind und sich die meisten der in den Umfragen von 1939–1958 erhobenen Wörter erhalten haben. Einige Varianten haben sich als gesamtschweizerdeutsche Varianten etabliert, wobei es sich oft um solche handelt, die durch die standarddeutsche Wortform gestützt sind (z.B. *fad* für 'wenig gesalzen').

### 3. Abschliessende Überlegungen und Informationen

Die Beschäftigung mit dem Schweizerdeutschen bietet unzählige Möglichkeiten, die mit den präsentierten Unterrichtsmaterialien längst nicht alle abgedeckt sind. Von Interesse ist für die Lernenden beispielsweise auch die Auseinandersetzung mit der Namengebung, sei es in Form von Orts- und Flurnamen, sei es in Form von Familiennamen. Der KSDS bietet dazu ausführliche Informationen, die eine Basis für eigene Unterrichtsideen bieten.

Ein weiterer Aspekt, der gewinnbringend behandelt werden kann, ist die Verschriftung des Schweizerdeutschen. Wie wird ein Dialekt verschriftlicht, für den es keine normierte Rechtschreibung gibt? Das Thema lässt sich erweitern respektive kontrastieren mit sprachgeschichtlichen Erkenntnissen: Die neuere Sprachgeschichtsforschung zeigt anhand von Griffelglossen auf, wie die ersten Wörter des Deutschen ins Pergament geritzt wurden von Mönchen, die sich nicht gewohnt waren, ihre Sprache zu verschriftlichen.<sup>7</sup>

Im Zusammenhang mit der Diglossie-Situation in der Deutschschweiz kann natürlich auch das Standarddeutsche per se in den Fokus gerückt werden: Der plurizentrische Ansatz zeigt auf, dass die Standardsprachen keineswegs so einheitlich sind, wie man sich dies im Alltag gerne vorstellt. Vielmehr kann von einem abstrakten Konzept ausgegangen werden. Die nationalen Varianten – Helvetismen, Austriazismen und Teutonismen – werden als vollwertig taxiert. Der plurizentrische Ansatz kann auch im Vergleich mit anderen plurizentrischen Sprachen wie Englisch oder Französisch diskutiert werden. In diesem Zusammenhang existiert bereits ein «Variantenwörterbuch des Deutschen» (Ammon, Kyvelos, 2004), das momentan vollständig neu bearbeitet wird ([www.variantenwoerterbuch.net](http://www.variantenwoerterbuch.net)). Zudem wird an einer Variantengrammatik gearbeitet, die aufzeigen wird, dass es nicht nur im Bereich des Wortschatzes, sondern auch in der Grammatik standard-sprachliche Variation gibt (z.B. *ich bin gesessen* vs. *ich habe gesessen*); Projektleitung in der Schweiz hat Prof. Dr. Christa Dürscheid von der Universität Zürich ([www.variantengrammatik.net](http://www.variantengrammatik.net)).

Auch zum Schweizerdeutschen wird aktuell geforscht. Folgende Projekte könnten für Lehrpersonen von Interesse sein:

- **Dialektsyntax des Schweizerdeutschen** ([www.dialektsyntax.uzh.ch](http://www.dialektsyntax.uzh.ch))  
Das Projekt der Universität Zürich untersucht die sprachgeographische Gliederung der Deutschschweiz im Bereich der Syntax. Als Ergebnis wird ein Atlas erscheinen, der die Forschungslücke des SDS schliesst. Zusammenfassend sind im KSDS (S. 332–337) schon einige Resultate publiziert.
- **Modellierung morphosyntaktischer Raumbildung im Schweizerdeutschen**  
(<http://www.spur.uzh.ch/research/associated/synmod2.html>)  
Das Teilprojekt des universitären Forschungsschwerpunktes «Sprache und Raum» der Universität Zürich beschäftigt sich mit der Verteilung von morphosyntaktischen Phänomenen im Raum. Ziel ist, die Fragestellungen und Methoden der traditionellen Dialektologie und der Geographischen Informationswissenschaft (GIScience) fruchtbringend zu verknüpfen.
- **Länderen: Die Urschweiz als Sprach(wissens)raum**  
(<http://lettres.unifr.ch/de/sprachen-literaturen/germanistik/personen/christen.html#c12411>)  
Das Projekt der Universität Freiburg untersucht einerseits die aktuelle Sprachvariation in den Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden und kontrastiert die Ergebnisse mit dem SDS. Andererseits geht das Projekt der Frage nach, wie die Bewohnerinnen und Bewohner der Urschweiz ihr sprachraumbezogenes Wissen über die Urschweiz organisieren.
- **Sms4science** ([www.sms4science.ch](http://www.sms4science.ch))  
Das internationale Projekt sms4science, das u.a. an der Universität Zürich beheimatet ist, untersucht die Kommunikation per SMS. Dabei wird auch die Sprach- und Varietätenmischung sowie grammatische Variation berücksichtigt. Das Nachfolgeprojekt «What's up Switzerland» beschäftigt sich mit der Kommunikation via WhatsApp.
- **Die Verarbeitung von Sprachvariation: Ein psycholinguistischer Ansatz zu Schweizerdeutschen Varietäten**  
Das Projekt der Universität Bern beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern varietätenspezifische lexikalische und syntaktische Strukturen mental integriert oder separat sind, und will aus den Erkenntnissen Sprachverarbeitungsmodelle entwickeln, welche z.B. die Grundlage in der Sprachdiagnostik bilden.

Die Herausgeber des KSDS sind darum bemüht, die eigene Homepage ([www.ksds.uzh.ch](http://www.ksds.uzh.ch)) auszubauen. Kontinuierlich sollen weitere Materialien und Informationen zum Schweizerdeutschen dazukommen, die auch für das Gymnasium von Interesse sein werden.

#### Literatur

- Ammon, Ulrich/Kyvelos, Rhea (2004): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin: de Gruyter.
- Breitenmoser, Beatrice/Bischofberger, Franziska/Feller Hediger, Esther et al. (2012): Sprachwelt Deutsch. (Neubearbeitung, versch. Auflagen). Zürich: Lehrmittelverlag Zürich.
- Bußmann, Hadumod (2008): Lexikon der Sprachwissenschaft. (4., durchges. und bibliogr. erg. Auflage). Stuttgart: Kröner.
- Flückiger, Walter/Huwlyer, Max (2001): Welt der Wörter 3. Sprachbuch für das 9. Schuljahr. (Neubearbeitung, versch. Auflagen). Zürich: Lehrmittelverlag Zürich.
- Christen, Helen/Glaser, Elvira/ Friedli, Matthias (2011): Der Kleine Sprachatlas der deutschen Schweiz. Von der Idee zum Volksbuch. In: Verein für das Schweizerdeutsche Wörterbuch (Hg.): Schweizerdeutsches Wörterbuch. Bericht über das Jahr 2010. Zürich, S. 25–49.
- Christen, Helen/Guntern, Manuela/Hove, Ingrid/Petkova, Marina (2010): Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz. Stuttgart (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 140).
- Kolly, Marie-José/Leemann, Adrian (2014): *Dialäkt Äpp*: Dialektologie vermitteln – Dialekte ermitteln. In: Verein für das Schweizerdeutsche Wörterbuch (Hg.): Schweizerdeutsches Wörterbuch. Bericht über das Jahr 2013. Zürich, S. 21–39.
- Löffler, Heinrich. (2003): Dialektologie. Eine Einführung. Tübingen: Narr.
- Lüdi, Georges/Werlen, Iwar/Colombo, Sarah/Schweizerisches Bundesamt für Statistik (2005): Sprachenlandschaft in der Schweiz. Neuchâtel: Office Fédéral de la Statistique.
- Nübling, Damaris/Dammel, Antje/Duke, Janet/Szczepaniak, Renata (2013): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. (4., komplett überarbeitete und erweiterte Auflage). Tübingen: Narr.
- Riehl, Claudia Maria (2014): Sprachkontaktforschung. Eine Einführung. (3., überarbeitete Auflage). Tübingen: Narr.
- Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Hg. von Staub, F. et al. (1881–). Frauenfeld: Huber.
- Seebold, Elmar (1981): Etymologie. Eine Einführung am Beispiel der deutschen Sprache. München: Beck.
- Sprachatlas der deutschen Schweiz. Begründet von Baumgartner, H. und Hotzenköcherle, R. (1962–1997): Bern: Francke.

#### Anmerkungen

- 1 [https://www.ag.ch/media/kanton\\_aargau/bks/dokumente\\_1/berufsbildung\\_\\_\\_mittelschulen/mittelschulen/BKSMB\\_kant\\_Rahmenlehrplan\\_Gymnasien\\_2013.pdf](https://www.ag.ch/media/kanton_aargau/bks/dokumente_1/berufsbildung___mittelschulen/mittelschulen/BKSMB_kant_Rahmenlehrplan_Gymnasien_2013.pdf) (30.6.2014).
- 2 Eine ausführliche Darstellung zu Intention und Entstehung des «Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz» stellt der Beitrag Christen, Glaser, Friedli (2011) dar.
- 3 Weiteres anregendes Material im Bereich der Dialektologie didaktisiert für die Sekundarstufe I bietet das Lehrmittel «Sprachwelt Deutsch» (Breitenmoser, Bischofberger, Feller, Hediger et al. 2012, Sachbuch S. 172–183). Zudem sind Unterlagen, insbesondere für den Themenbereich «Dialekt – Standardsprache», im älteren Sprachlehrmittel «Welt der Wörter 3» (Flückiger, Huwlyer 2001, Schülerbuch S. 55–68) zu finden.
- 4 Ähnlich wie das «Chochichästli-Orakel» funktioniert die kostenlose «Dialäkt Äpp», welche zusätzlich die Benutzenden einlädt, die eigene Aussprache aufzunehmen (vgl. ausführlich Kolly, Leemann 2014).
- 5 Wörterbuch des Schweizerdeutschen mit Wortklärungen, Belegangaben und Wortgeschichten. Online verfügbar auf: [www.idiotikon.ch](http://www.idiotikon.ch).
- 6 Details zur Umfrage vgl. KSDS (338–345), auch zum Herunterladen auf [www.ofv.ch/kleinersprachatlas](http://www.ofv.ch/kleinersprachatlas). Weitere Informationen unter [www.ds.uzh.ch/Forschung/Projekte/Schweizer\\_Dialekte/](http://www.ds.uzh.ch/Forschung/Projekte/Schweizer_Dialekte/) (30.6.2014).
- 7 Vgl. dazu den Artikel «Wie die Deutschen schreiben lernten» im Uni Magazin der Universität Zürich: [http://www.kommunikation.uzh.ch/publications/magazin/unimagazin-06-1/Magazin\\_1\\_06-8.pdf](http://www.kommunikation.uzh.ch/publications/magazin/unimagazin-06-1/Magazin_1_06-8.pdf) (30.6.2014).

Angesichts der rasant ansteigenden Popularität von Messaging-Diensten wie *WhatsApp*, *Viber*, *Telegram*, *Threema* und vielen anderen drängt sich die Frage auf, mit welcher Berechtigung SMS überhaupt noch ein aktuelles Thema für die Forschung und den Unterricht darstellen oder ob diesbezüglich nicht vielmehr bereits eine diachrone Perspektive einzunehmen wäre. Ein Teilnehmer einer Fragebogenstudie, die im Zusammenhang mit dem Schweizer SMS-Projekt *sms4science* in den rätoromanischen Sprachgebieten durchgeführt wurde, drückt diesen Umstand in folgender Frage aus: «Wer schreibt denn heutzutage noch SMS?»<sup>1</sup> Mit Blick auf diese Entwicklungen schlagen Dürscheid/Frick (2014: 151) vor, im Hinblick auf SMS von einer «alten neuen Kommunikationsform» zu sprechen, um damit die einerseits eine Grenze zu noch älteren Medien (z.B. Fernseher und Radio) zu ziehen und andererseits das Bewusstsein um neuere Entwicklungen zu demonstrieren. Als «neue neue Kommunikationsform» gilt demgegenüber etwa *WhatsApp*. Um diesem technischen Fortschritt auch aus wissenschaftlicher Perspektive gerecht zu werden, hat ein Forscherteam der Universitäten Bern, Zürich und Neuchâtel eine grosse *WhatsApp*-Sammelaktion ins Leben gerufen ([www.whatsup-switzerland.ch](http://www.whatsup-switzerland.ch)). Dadurch erhoffen sich die Forschenden Einsichten in die sprachlichen Merkmale von *WhatsApp*-Nachrichten – nicht zuletzt im Vergleich zu SMS, für die bereits ein grosses Korpus besteht (siehe unten).

Der vorliegende Artikel befasst sich jedoch mit der alten neuen Kommunikationsform SMS in Forschung und Unterricht. Dazu wird in einem ersten Teil das Schweizer SMS-Projekt vorgestellt. Nach einer kurzen Übersicht zum Vorgehen und den Resultaten der Datensammlung (vgl. Kapitel 1) werden methodologische Schwierigkeiten der Datenaufbereitung (vgl. Kapitel 2) diskutiert. In einem nächsten Teil gehen wir auf Forschungsfragen ein und präsentieren anschliessend einige erste Befunde (vgl. Kapitel 3) aus den bisherigen Korpusarbeiten. Ein Blick auf die spezifische Sprachsituation (Deutsch)Schweizer Jugendlicher (vgl. Kapitel 4) rundet den ersten theoretischen Teil des Aufsatzes ab. Es folgt ein zweiter Teil, der didaktisch ausgerichtet ist und Vorschläge unterbreitet, wie die Kommunikationsform SMS im Unterricht erkenntnisfördernd thematisiert werden kann.

### 1. Datensammlung: Vorgehen und Resultate

Auch wenn SMS aufgrund der starken Konkurrenz durch kostenlose Nachrichtendienste auf dem Smartphone heute keinen derart zentralen Stellen-

wert mehr einnehmen wie noch vor wenigen Jahren, so haben sie doch seit den 1990er Jahren die private Alltagskommunikation dominiert und entsprechend stark geprägt – dies nicht zuletzt aufgrund der spezifischen Kommunikations-, Produktions- und Rezeptionsbedingungen und den damit einhergehenden sprachlichen Besonderheiten. Die Sprachwissenschaft hat sich den SMS als Forschungsgegenstand allerdings erst um die Jahrtausendwende zugewandt (vgl. Dürscheid/Frick, 2014: 157). Seither sind zahlreiche Arbeiten dazu entstanden und im Jahr 2004 lancierte die Forschungsgruppe um Cédric Fairon an der Katholischen Universität Louvain (CENTAL) in Belgien eine gross angelegte SMS-Sammelaktion. Aus dem so entstandenen Korpus<sup>2</sup> resultierte schliesslich das international ausgerichtete Forschungsprojekt *sms4science*, in dessen Kontext sich auch das Schweizer SMS-Projekt ([www.sms4science.ch](http://www.sms4science.ch)) situiert. Nach Abschluss des Kooperationsvertrags mit dem CENTAL 2008<sup>3</sup> fand zwischen November 2009 und Februar 2010 die erste Sammelperiode<sup>4</sup> statt, bei der die schweizerische Bevölkerung über die Medien dazu aufgerufen wurde, der Forschung ihre SMS zu spenden. Die Swisscom legte die technische Basis für die Sammlung, indem sie eine Gratisnummer einrichtete, an die Teilnehmende unter Zusage absoluter Anonymität ihre Originalnachrichten einsenden konnten. Nach Einsendung einer Nachricht erfolgte über E-Mail die Einladung zur Teilnahme am Online-Fragebogen. Dieser diente der Erfassung soziodemografischer Daten und der Schreibgewohnheiten der Teilnehmenden. Nach der Bereinigung einiger Nachrichten hat sich am Ende ein Korpus von insgesamt 25947 SMS ergeben. Zu etwa 75% der eingegangenen Nachrichten liegen die per Fragebogen erhobenen Personendaten vor. Die nachfolgende Tabelle gibt Aufschluss über die wichtigsten Eckdaten des Schweizer SMS-Korpus:

	SMS	Tokens	Teilnehmer	Geschlecht		Sprachen <sup>5</sup>				
				F	M	CHD	SD	F	I	R
Total	25947	ca.500000	2784	847	465	10737	7262	4650	1527	1121

Tabelle 1: Überblick Korpusdaten (in Anlehnung an: Dürscheid/Stark 2011: 306)

Die Tabelle macht deutlich, dass der überwiegende Teil der SMS in Schweizerdeutsch verfasst worden ist. Dieser Befund wird in Kapitel 4 ausführlicher besprochen; zunächst aber einige Worte zur Aufbereitung des Korpus.

## 2. Datenaufbereitung

Weiter oben ist bereits darauf hingewiesen worden, dass einige der eingesandten SMS aus dem Korpus ausgesondert worden sind. Die Ausschlusskriterien waren dabei lediglich formaler, aber nicht inhaltlicher Natur – in dieser Hinsicht gab es keinerlei Zensur. Entsprechend sind nur technisch verursachte Dubletten mit identischem Zeitstempel sowie offensichtlich von Computern automatisch generierte SMS (z.B. digitale Kalendererinnerun-

gen) aus dem Korpus herausgefallen. Von diesen notwendigen Eingriffen abgesehen sind alle Nachrichten im Original beibehalten worden – mit Ausnahme der Anonymisierung. Zwar sind Nummer und Name der einsendenden Person von der Swisscom vorab entfernt worden; dennoch ist es ein Charakteristikum privater Alltagskommunikation, dass persönliche Informationen ausgetauscht werden, weshalb weitere Arbeiten nötig waren. Diese betrafen Vornamen, Nachnamen, Adressangaben, E-Mail-Adressen und Telefonnummern.

Eine weitere zentrale Aufgabe am Korpus betraf die automatische Spracherkennung, da die Mehrsprachigkeit des Korpus als zentraler Aspekt schweizerischer Kommunikation erhalten werden sollte (vgl. Dürscheid/Stark, 2011: 309). Dazu wurden zunächst alle SMS anhand von Referenzlisten einer Hauptsprache zugeordnet, um anschliessend einzelne Textteile in anderen Sprachen entsprechend zu kennzeichnen. Dürscheid/Stark (2011: 302) erhoffen sich aus dem so bearbeiteten Korpus Einsichten «about the contemporary nature and status of language use in a multilingual country».

## 3. Untersuchungsfragen und erste wichtige Befunde

An ein so umfang- und facettenreiches Korpus ergeben sich beinahe unerschöpflich Forschungsfragen. Nach der erfolgreichen Sammelaktion reichte das Team um Elisabeth Stark deshalb beim Schweizerischen Nationalfonds ein Forschungsprojekt ein, das im Juni 2011 bewilligt wurde. Im Februar und März 2012 nahmen insgesamt sieben Doktoranden in drei Subprojekten ihre Forschungsarbeit mit unterschiedlich fokussierten Fragestellungen zu grammatischen Phänomenen, zum Sprachkontakt und zum Code-Switching auf.

Die Studien am alltagsnahen Korpus wecken auch immer wieder das Interesse der Öffentlichkeit. So gab der Schweizerische Nationalfond im Juni 2013 eine Medienmitteilung heraus, in der unter der Überschrift «SMS verderben die Sprache nicht» dargelegt wurde, dass «englische Ausdrücke sowohl in deutschen als auch in französischen SMS selten sind.» (Schweizerischer Nationalfonds, 2013). Die oft geäusserte sprachpuristische Befürchtung der Anglizismenflut (vgl. Schlobinski, 2000) konnte damit empirisch widerlegt werden. Dazu heisst es weiter, dass die Schweizer SMS-Schreibenden öfter in eine andere Landessprache wechseln würden als ins Englische: «Die Mehrsprachigkeit der Schweiz macht sich also in den SMS bemerkbar», so das Fazit in der Medienmitteilung. Diese «äussere Mehrsprachigkeit» (Dürscheid/Spitzmüller, 2006: 14), die sich auf das Nebeneinander der vier offiziellen Landessprachen bezieht, führt uns zu einem weiteren zentralen Aspekt: die spezifische Sprachsituation in der Deutschschweiz, deren «innere Zweisprachigkeit» (vgl. ebd.) zwischen Mundart und Standard sich auf die private Alltagskommunikation und damit auf die Verschriftungsstrategien in den SMS-Nachrichten auswirkt (vgl. Stähli/Dürscheid/Béguelin, 2011: 10).

#### 4. Zur Sprachsituation Schweizer Jugendlicher

Aus der oben abgebildeten Tabelle ist deutlich geworden, dass die dialektalen SMS den grössten Anteil im Korpus ausmachen. Dieser Befund, der auch durch frühere Studien gestützt wird (vgl. u.a. Spycher 2004 oder Braun, 2006), verwundert kaum, ist doch schon seit einigen Jahren eine Zunahme verschrifteter Mundart insbesondere in privaten, informellen Kommunikationssituationen festzustellen (vgl. Siebenhaar, 2006: 47). Brigitte Aschwanden wies in ihrer *Networx*-Arbeit zum Sprachverhalten Deutschschweizer Chatter/innen schon 2001 auf diese Tendenz hin: «Mundart hat im 20. Jahrhundert eine grosse Ausbreitung erfahren und ist in sprachliche Bereiche vorgedrungen, die früher von der Standardsprache abgedeckt wurden [...]» (Aschwanden, 2001: 56). Das gilt neben dem Chat für viele weitere Bereiche der privaten Alltagsschriftlichkeit: Sei es in SMS, auf Facebook, per E-Mail oder in WhatsApp-Nachrichten. Der Begriff der medialen Diglossie (vgl. Haas, 1992: 315), der im prototypischen Fall von einer Funktionsteilung der gesprochenen Mundart und der geschriebenen Standardsprache ausgeht, kann deshalb so nicht aufrecht erhalten werden (vgl. Aschwanden: 57). Vielmehr ist es so, dass die Situation sich «[...] heute anders gestaltet, als dies noch vor Jahren der Fall war. Pointiert gesagt: Gesprochen wird Dialekt, geschrieben wird – zumindest in der privaten Kommunikation unter Jugendlichen – auch Dialekt.» (Stähli/Dürscheid/Béguelin, 2011: 6). Insbesondere am Nahepol löst sich demnach die klassische mediale Diglossie auf.<sup>6</sup>

Die Gründe für die Zunahme dialektaler Schriftlichkeit sind vielgestaltig. Beispielsweise dienen die Bereiche der privaten Alltagsschriftlichkeit, in denen der Dialekt besonders häufig zur Anwendung kommt, vorrangig phatischer Beziehungskommunikation: Es werden Verabredungen getroffen, Erkundigungen nach dem Befinden eingeholt, Sympathiebekundungen oder Grüsse ausgetauscht (vgl. Stähli/Dürscheid/Béguelin, 2011: 13). Diese Form der Kommunikation ist deshalb prädestiniert für das Schreiben im Dialekt, weil dieser emotional besetzt ist und Nähe, Spontaneität und Vertrautheit zu vermitteln vermag. Dadurch wird der Dialekt vom Reflex der mündlichkeitsnahen Kommunikation auch zum Kontextualisierungsmittel, das zur Anzeige und Inszenierung von Nähe dient (vgl. Frick, 2014: 16). Damit geht der Umstand einher, dass der Dialekt über eine starke identitätsstiftende Funktion verfügt – einerseits durch das «Sprechen in Mundart an sich» (vgl. Dürscheid/Spitzmüller, 2006: 15) und andererseits durch die Verwendung regionaler Varianten.<sup>7</sup>

Ein weiter wesentlicher Grund für die Favorisierung des Dialekt liegt in der Tatsache, dass kein Normierungszwang in Form von Orthographieregeln vorherrscht (vgl. Aschwanden, 2001: 62).<sup>8</sup> Nicht zuletzt diese Orthographiebefreiung ist es, die das Schreiben in Mundart für Jugendliche – und mittlerweile auch für Erwachsene – so attraktiv macht. Dass das aber keineswegs zum immer wieder prophezeiten Sprachverfall führen muss, sondern dass

dieser Umstand vielmehr auch dazu genutzt werden kann, mit Schülerinnen und Schülern kritisch über ihren eigenen dialektal-privaten Alltagssprachgebrauch zu reflektieren, das sollen die Ausführungen in den folgenden Kapiteln darlegen.

#### 5. SMS als Unterrichtsgegenstand

Die didaktische Zielsetzung einer Thematisierung von SMS-Kommunikation im Unterricht ist die Reflexion der Lernenden über ihren eigenen Sprachgebrauch in einer schulexternen Kommunikationsform sowie die Sensibilisierung der Lernenden auf ihr Sprach- und Sozialverhalten im Zusammenhang mit SMS.<sup>9</sup> Insbesondere soll den Schüler/innen die funktionale Angemessenheit eines bestimmten sprachlichen Registers für einen spezifischen Kontext bewusst werden. Dieses Anliegen formuliert Dürscheid (2002:16) bezüglich der Behandlung des Themas im Unterricht:

«Die Schüler sollen ein Sprachbewusstsein entwickeln, das nicht nur die Normrichtigkeit von Texten beurteilt, sondern auch ihre funktionale Angemessenheit. Eine Unterrichtsreihe zum Thema SMS kann genau dies leisten: Die Schüler sollen erkennen, dass Normverstösse im gegebenen Kontext zwar zulässig (und z.T. unvermeidbar) sind, in einem anderen Kontext aber nicht.»

Es geht also um das Nachdenken über Sprache. Zudem können die Schüler/innen durch die Analyse von SMS an bestimmte wissenschaftliche Arbeitsmethoden herangeführt werden, die ihnen für Fach- und Maturaarbeiten und spätestens an der Hochschule von Nutzen sein werden.

Es existieren bereits einige Publikationen zu SMS-Kommunikation als Unterrichtsgegenstand. Diese bewegen sich jedoch eher auf einer theoretisch-wissenschaftlichen Ebene, konkrete Unterrichtsvorschläge sowie -materialien sind nach wie vor rar. Dürscheid (2002) benennt sprachliche Merkmale von SMS, wie sie im Unterricht herausgearbeitet werden können und schlägt vor, mit den Lernenden sowohl über den Sprachgebrauch in SMS als auch über das Kommunikationsverhalten zu reflektieren. Des Weiteren empfiehlt sie, die Merkmale konzeptioneller Mündlichkeit sowie spezifisch schriftliche Ausdrucksmittel in SMS zu bestimmen (vgl. Dürscheid, 2011). Saskia Waibel erarbeitet konkrete Lektionen für die Gymnasialstufe (Dürscheid/Wagner/Brommer, 2010: 248–252); Horst Klösel (2009: 62–67) fokussiert im Themenheft Zentralabitur «Deutsche Sprache der Gegenwart» im Kapitel zu SMS auf den Unterschied von konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Die Unterrichtshinweise in der Abibox «Deutsche Sprache der Gegenwart» von Johanna van Loo und Gerald Freytag (2009) beziehen sich allgemein auf die Sprache in den neuen Medien. Daniel Sosna (2012) hat drei deutsche Lehrmittel daraufhin geprüft, ob sie das Thema SMS-Kommunikation aufgreifen und zieht das Fazit, dass SMS-Kommunikation zwar aufgegriffen wurde, aber deutlich untervertreten ist.



## 6. Konkrete Unterrichtsideen

Im Folgenden möchten wir zeigen, wie eine Unterrichtseinheit zu Kurznachrichten didaktisch umsetzbar ist und konkrete Unterrichtsvorschläge unterbreiten. Die Lernenden werden dabei zu Forschenden, indem sie – ähnlich wie im *sms4science*-Projekt – ein SMS-Korpus auf bestimmte Kriterien hin untersuchen. Dabei werden sie dazu angeregt, über ihren Sprachgebrauch in Kurznachrichten zu reflektieren. Für eine ausführliche Lektionsplanung mit aufbereiteten Unterrichtsmaterialien sei auf die Publikation «SMS-Kommunikation als Unterrichtsgegenstand» (vgl. Barth/Rauch, 2011) verwiesen. Das Unterrichtsmodell eignet sich für die Sekundarstufe II, da eine gewisse Distanz der Schüler/innen zum eigenen Sprachverhalten nötig ist und selbstständiges wissenschaftliches Arbeiten gefordert wird.

### 6.1 Korpus

Um die Sprache in SMS zu analysieren, bedarf es geeigneter Untersuchungsmaterialien. Der erste Schritt ist also die Zusammenstellung eines Korpus mit SMS-Nachrichten. Dürscheid (2002: 9) hat zwar eher davon abgeraten, mit eigenen SMS der Lernenden zu arbeiten, da diese zu privat sein könnten. Die Bedenken, dass Schüler/innen ihre SMS nicht preisgeben oder untersuchen wollen würden, erwiesen sich allerdings als unbegründet. Im Gegenteil: Viele Lernende bestätigten, dass die Arbeit mit eigenem SMS-Material das Interesse und die Motivation erhöhe. Die Kurznachrichten sind dadurch ausserdem authentisch und die Analyse der eigenen SMS fördert die Reflexionsfähigkeit der Schüler/innen über ihren eigenen Sprachgebrauch. Interessant ist auch, dass sich in einer relativ engen Kommunikationsgemeinschaft wie einem Klassenverband eigene Ausdrucks- und Schreibweisen etablieren können, die zu reflektieren ein eigenes Korpus die Möglichkeit bietet. Aus diesen Gründen empfehlen wir, mit eigenen SMS der Lernenden zu arbeiten. Sie werden also um eine «SMS-Spende» von z.B. fünf gesendeten und fünf empfangenen anonymisierten Kurznachrichten gebeten, welche die Lehrperson zu einem Korpus zusammenstellt. Zu bedenken ist allerdings, dass die Schüler/innen mit der Auswahl der eingesandten SMS eine Vorselektion treffen, die möglicherweise die Authentizität und Repräsentativität des Korpus beeinträchtigt.

### 6.2 Analyse des Korpusmaterials

Ziel der Korpusanalyse ist es, die sprachlichen Merkmale der SMS herauszuarbeiten. Für die Lernenden ist es sicher lehrreicher, die Merkmale selbst zu erarbeiten, als die eigenen SMS lediglich an einer vorgegebenen Merkmalliste zu «überprüfen». Die Schüler/innen erhalten also den Auftrag, Sprachphänomene, die sie als «typisch SMS» erachten, zu markieren, zu benennen und in Merkmalkategorien zusammenzufassen. Zwei bis drei Beispiele im Plenum veranschaulichen, wie der Auftrag bearbeitet werden soll. Das grosse Korpus kann auf Gruppen aufgeteilt werden, sodass jede SMS

wenigstens einmal auf ihre Merkmale hin untersucht worden ist. Anschliessend werden die gefundenen Merkmale in den SMS an der Tafel notiert und von der Lehrperson durch Fachbegriffe ergänzt. Das Tafelbild könnte so aussehen:

### Sprachliche Merkmale von SMS

- Anredeformen: meist ohne Namen, z.B. *hey*, aber auch oft keine
- Verabschiedung: keine oder Abkürzungen (*lg* für *Liebe Grüsse*), oft Liebesbekundung als Verabschiedung (*ly* für *love you*, *hdl* für *hab dich lieb*)
- Abkürzungen (*sa* für *Samstag*, *küsi* für *Küsnacht*); Akronyme (*hdgfg*, *glg*)
- Orthografie:
  - Gross-/ Kleinschreibung nicht regelkonform (meist alles klein)
  - Zeichensetzung: Kommas fallen oft weg, dafür Häufung von Ausrufezeichen zur Emphase (*han di fescht gärrn!!!!*)
  - bewusste Falschschreibung (*tsüri* statt *Zürich*)
- vorwiegend Dialekt
- Vokalhäufung zur Betonung (*totaaaal*, *FYYYYRABIG*)
- Reduktion (*abr*, *ez* anstatt *jetzt*)
- Ellipsen: Personalpronomen werden oft weggelassen (*chume au*)
- Vokal- und Konsonanten-Tilgungen/ phonologische Assimilation (*simr*, *häsh*, *wemr*, *öpr*)
- Intonation im Schriftbild (*du-hu*)
- adaptierte englische Rechtschreibung (*tshägshes*, *next*)
- Homophonie (*high fahre*, *Oui-kend*)
- Emoticons ( :-), XD, :P)
- Inflektive (*\*stöhn\**, *\*froi\**)

Es lohnt sich, mit den Lernenden einerseits Gründe für die erkannten Phänomene zu suchen und andererseits auf einige dieser sprachlichen Merkmale von SMS genauer einzugehen – je nach Fokus, Einbindung in den Unterricht und Alterstufe. Welche Ursachen können also die gefundenen sprachlichen Auffälligkeiten haben?

Die Funktion von Emoticons liegt, wie der Name schon sagt, im Ausdruck von Emotionen. Sie ersetzen die non- und paraverbale Kommunikation in mündlichen Äusserungen. Daher zeigen sie an, wie eine Aussage gemeint ist, und helfen, Missverständnisse zu vermeiden. Die Iteration von Vokalen oder Satzzeichen sowie ein Wort in Grossbuchstaben verleihen der Aussage Nachdruck und Expressivität. Abkürzungen und Akronyme sind sicher nicht nur das Resultat der anfänglich bei SMS üblichen Zeichenbegrenzung, da sie auch in Kurznachrichten mit unlimitierter Zeichenzahl auftreten. Eher geht es wohl um Geschwindigkeit, Faulheit oder die Inszenierung von Zugehörigkeit, da über Insiderwissen verfügt, wer Wörter durch Abkürzungen verschlüsseln und wieder entschlüsseln kann. Unterrichtsideen zur Vertiefung der in SMS verwendeten Abkürzungen, Inflektive und Emoticons finden

sich bei Barth/Rauch (2011: 35–57). Die erarbeiteten Merkmale der SMS-Kommunikation lassen sich spielerisch erproben, indem die Schüler/innen beispielsweise einen Bericht über die letzten Ferien mit möglichst vielen SMS-typischen Merkmalen verfassen und damit einmal bewusst das tun, was sie in einem Aufsatz nicht dürfen. Die Inadäquatheit wird ihnen sofort ins Auge stechen.

Der Verstoss gegen Rechtschreibregeln kann einerseits mit der Befreiung von einem Normierungszwang begründet werden (vgl. Kapitel 4), andererseits signalisiert er Zugehörigkeit zur Gruppe und zeigt an, «wie die SMS zu interpretieren ist: lässig-informell, an eine vertraute Person gerichtet» (Dürscheid, 2002: 10). Viele sprachliche Merkmale von SMS sind Merkmale konzeptioneller Mündlichkeit. Beispielsweise werden Satzfragmente, umgangssprachliche Ausdrücke (z.B. *Verdammt! Chilig!*), Gesprächspartikel (z.B. *ey, ach*) oder Assimilationsformen (z.B. *tshägshes?*) in der Regel in der mündlichen Kommunikation verwendet. Die Gründe für die häufige Dialektschreibung in Deutschschweizer SMS wurden bereits in Kapitel 4 genannt; es lohnt sich, auf dieses Thema mit den Schüler/innen genauer einzugehen. Zum einen kann die Verschriftung verschiedener Dialekte mit ihren Erkennungsmerkmalen behandelt werden (Beispiele finden sich in Barth/Rauch, 2011: 30ff.), zum anderen die individuelle Schreibung verschiedener dialektaler Färbungen. Eine interessante Frage ist beispielsweise, wie die unterschiedlichen e- und ä-Laute verschriftet werden, für die es in vielen Schweizerdeutschen Dialekten mehr Aussprachemöglichkeiten als Schriftbilder gibt. Möglicherweise bietet sich ein Exkurs zur Zürichdeutschen Schrift nach Eugen Dieth, zu Dialektliteratur oder ein Rückblick auf das unterschiedlich hohe Prestige des Dialekts in der Schweiz während der letzten Jahrhunderte an (vgl. Barth/Rauch, 2011: 23–32).

### 6.3 Weitere Anregungen

Weitere interessante Fragen, die hier nur angetönt werden können, sind: Wer erhält die SMS und worüber wird eigentlich geschrieben? Die Vermutung liegt nahe, dass Inhalt, Empfänger und Ausdruck von einander abhängig sind. Über die Empfängerseite lässt sich aus dem anonymisierten Korpus nur spekulativ etwas aussagen, aber der Inhalt der SMS kann durchaus unter die Lupe genommen werden. Es wird oft über Organisatorisches (Verabredungen, Termine, Verspätungen) geschrieben, viele SMS dienen der Beziehungspflege, manche Nachrichten sollen die Langeweile vertreiben etc. (vgl. Kap. 4).

Um gewisse Erkenntnisse aus der Korpusanalyse zu überprüfen und den Blick von den eigenen Kurznachrichten auf solche anderer Personen zu weiten, bietet sich eine empirische Befragung im öffentlichen Raum zum SMS-Gebrauch an. So könnte z.B. die Sprachwahl in SMS, die Verwendung von bestimmten Abkürzungen oder Emoticons oder die Handy-Nutzung generell in Korrelation zum Alter erfragt werden. Die Lernenden werden an weitere

wissenschaftliche Arbeitsmethoden herangeführt, indem sie Fragestellungen entwickeln, Fragebogen mit quantitativen und qualitativen Fragen entwerfen, Thesen formulieren, eine empirische Befragung durchführen, die Ergebnisse auswerten, darstellen und interpretieren, die Thesen verifizieren oder falsifizieren und schliesslich ihre Ergebnisse präsentieren. Durch diese Arbeit werden die Schüler/innen auch dazu angeregt, sich über die Repräsentativität ihrer Studien Gedanken zu machen (vgl. Barth/Rauch, 2011: 71–80).

Was bislang nicht thematisiert wurde, ist das Kommunikationsverhalten in der Öffentlichkeit. Natürlich kann auch der Umgang mit Mobiltelefonen, mit Anrufen und SMS in Gesellschaft diskutiert werden, um die Schüler/innen für einen adäquaten Umgang zu sensibilisieren. Auch Dürscheid (2002: 8) betont: «Die Schüler müssen lernen, die Möglichkeit, die ihnen die Mobilkommunikation bietet, sozialverträglich einzusetzen.» Dies kann ebenso auf grenzüberschreitendes Verhalten wie Sexting oder Mobbing mittels Kurznachrichten bezogen werden.

#### Literatur

- Aschwanden, Brigitte (2001): «Wär wot chätä?» Zum Sprachverhalten deutschschweizerischer Chatter (= *Networx* 24). Online unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-24.pdf> <23.05.2014>.
- Barth, Dominique; Rauch, Prisca (2011): SMS-Kommunikation als Unterrichtsgegenstand. Ein Unterrichtsmodell mit Materialien für die Sekundarstufe II. Bern: hep-Verlag.
- Braun, Bettina (2006): «Jugendliche Identitäten in SMS-Texten». In: Dürscheid, Christa/Spitzmüller, Jürgen (Hrsg.): *Zwischentöne. Zur Sprache der Jugend in der Deutschschweiz*. Zürich, Verlag Neue Zürcher Zeitung, S.101–114.
- Dürscheid, Christa (2002): SMS-Schreiben als Gegenstand der Sprachreflexion. *Networx*. Die Online-Schriftenreihe des Projekts *Sprache@web*. Nr. 28. Online unter: <http://www.mediensprache.net/networx/> <20.06.10>.
- Dürscheid, Christa/Spitzmüller, Jürgen (2006): Jugendlischer Sprachgebrauch in der Deutschschweiz: eine Zwischenbilanz. In: Dürscheid, Christa/Spitzmüller, Jürgen (Hg.): *Zwischentöne. Zur Sprache der Jugend in der Deutschschweiz*. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, S.13–47.
- Dürscheid, Christa/Wagner, Franc/Brommer, Sarah (2010): *Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien*. Berlin: de Gruyter (= *Linguistik-Impulse und Tendenzen* 41).
- Dürscheid, Christa/Stark, Elisabeth (2011): *sms4science: An international Corpus-Based Texting Project and the Specific Challenges for Multilingual Switzerland*. In: Thurlow, Crispin/Mroccek, Kristine (Hrsg.): *Digital Discourse. Language in the New Media*. New York: Oxford University Press, S. 299–320.
- Dürscheid, Christa (2011): «Schreib nicht, wie du sprichst.» Ein Thema für den Deutschunterricht. In: Rothstein, Björn (Hrsg.): *Sprachvergleich in der Schule*. Baltmannsweiler. S. 89–109.
- Dürscheid, Christa/Frick, Karina (2014): Keyboard-to-Screen-Kommunikation gestern und heute: SMS und WhatsApp im Vergleich. In: Mathias, Alexa/Runkehl, Jens/Siever, Torsten (Hrsg.): *Sprachen? Vielfalt! Sprache und Kommunikation in der Gesellschaft und den Medien. Eine Online-Festschrift zum Jubiläum für Peter Schlobinski (=Networx Nr. 64)*. Online unter <http://www.mediensprache.net/networx/networx-64.pdf> <23.05.2014>, S. 149–181.
- Frick, Karina (2014): *Liebeskommunikation über Facebook. Eine korpusbasierte Untersuchung kommunikationstheoretischer und sprachlicher Merkmale der Paar-Kommunikation auf Facebook (= Networx 65)*. Online unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-65.pdf> <23.05.2014>.
- Haas, Walter (1992): Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. In: van Leuvensteijn, J.A./Berns, J.B. (Hrsg.): *Dialect and Standard Language in the English, Dutch, German*

- and Norwegian Language Areas. Proceedings of the Colloquium 'Dialect and Standard Language' Amsterdam, 15.–18. October 1990. Amsterdam etc.: North-Holland, S.312–336.
- Klösel, Horst (2009): Deutsche Sprache der Gegenwart. Themenheft Zentralabitur. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Schlobinski, Peter (2000): Anglizismen im Internet (= Networx 14). Online unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-14.pdf> <23.05.2014>.
- Schweizerischer Nationalfonds (2013): Medienmitteilung: SMS verderben die Sprache nicht. Online unter: [http://www.sms4science.uzh.ch/aboutus/medienberichte/SNF\\_MM\\_130611\\_sms\\_d.pdf](http://www.sms4science.uzh.ch/aboutus/medienberichte/SNF_MM_130611_sms_d.pdf) <10.06.2014>.
- Siebenhaar, Beat (2006): Das sprachliche Normenverständnis in mundartlichen Chaträumen der Schweiz. In: Androutsopoulos, Jannis; Runkehl, Jens; Schlobinski, Peter und Siever, Torsten (Hg): Neuere Entwicklungen in der linguistischen Internetforschung. Hildesheim, Zürich, New York (Germanistische Linguistik 186–187), S. 45–67.
- Sosna, Daniel (2012): SMS und SMS-Kommunikation als Unterrichtsgegenstand in der Schule? ebook. Grin-Verlag.
- Spycher, Samuel (2004): «I schrib dr de no...» – Schweizerdeutsche Umgangsformen in der SMS-Kommunikation (=Networx 36). Online unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-36.pdf> <10.06.2014>.
- Stähli, Adrian/Dürscheid, Christa/Bégulein Marie-José (2001): sms4scienc: Korpusdaten, Literaturüberblick und Forschungsfragen. In: Stähli, Adrian/Dürscheid, Christa/Bégulein, Marie-José (Hrsg.): SMS-Kommunikation in der Schweiz: Sprach- und Varietätengebrauch (=Linguistik online 48, 4/2011), S. 3–18.
- Van Loo, Johanna/Freytag, Gerald (2009): Deutsche Sprache der Gegenwart. Abi Box Deutsch. Lehrermappe. Hannover: Brinkmann Meyhöfer.

#### Anmerkungen

- 1 An dieser Stelle sei Claudia Cathomas gedankt, die die Umfrage durchgeführt und uns diesen Auszug aus dem Fragebogen freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.
- 2 Das Korpus übertraf bisherige Sammlungen mit seinen rund 30'000 Nachrichten nicht nur im Umfang, sondern auch im Hinblick auf die Authentizität der Nachrichten, da diese keinerlei Transkriptionsmechanismus durchlaufen hatten (vgl. Dürscheid/Stark 2011: 301, 304).
- 3 Die unterzeichnenden Professorinnen waren Christa Dürscheid und Elisabeth Stark von der Universität Zürich sowie Marie-José Bégulein und Simona Pekarek Doehler aus Neuchâtel.
- 4 Da in dieser ersten Zeitspanne nicht genug italienische und rätoromanische SMS gesammelt werden konnten, fand im Mai und Juli 2011 im Tessin und in Graubünden eine zweite Sammelaktion statt, bei der knapp 2000 weitere Nachrichten eingegangen sind.
- 5 Zur Auflösung der Sprachenkürzel: CHD = Schweizerdeutsch, SD = Standarddeutsch, F = Französisch, I = Italienisch, R = Rätoromanisch. Das Französische, Italienische und Rätoromanische Total enthält sowohl dialektale als auch Standard-SMS.
- 6 Dürscheid/Wagner/Brommer (2010: 52) betonen allerdings auch, dass am Distanzpol weiterhin eine funktionale Trennung zwischen gesprochenem Dialekt und geschriebenen Standard üblich ist.
- 7 Dürscheid/Wagner/Brommer (2010) gehen allerdings davon aus, dass der vermehrte schriftliche Dialektgebrauch zu einer Nivellierung dialektaler Grenzen führen wird.
- 8 Erste Untersuchungsergebnisse zeigen allerdings auf, dass sich die Schweizerinnen und Schweizer trotzdem auch beim SMS-Schreiben relativ stark an schulisch erlernte Rechtsschreibprinzipien halten (vgl. Schweizerischer Nationalfonds 2013).
- 9 Insofern lassen sich die folgenden Ausführungen auch auf die Kommunikation mittels Instant Messaging übertragen.

## Der schielende Blick auf die deutsche Sprache

Schweizer Standardvarietät zwischen plurizentrischer Vernunft und linguistischer Realität

### Eva L. Wyss

Verschriftete Fassung des Vortrags vom 27. Juni 2014 im Workshop «Plurizentrik zwischen Norm und Praxis» am Deutschen Seminar der Universität Basel

#### 1 Soziolinguistische Betrachtung der Lehr- und Lernsituation

Mit dem Projekt «Deutsch im gymnasialen Unterricht: Deutschland, Luxemburg und die deutschsprachige Schweiz im Vergleich» verfolgen Dr. Winifred V. Davies (University of Aberystwyth), Dr. Melanie Wagner (Universität Luxemburg) und ich das Ziel, die Rolle von Deutschlehrern und Deutschlehrerinnen als SprachnormvermittlerInnen und Sprachnormautoritäten vergleichend zu untersuchen. Als Sprachnormautoritäten werden Menschen bezeichnet, die das Recht und die Pflicht haben, die sprachlichen Produkte anderer zu korrigieren, manchmal auch zu benoten und von denen man einen hohen Grad an Normwissen erwartet. In diesem Zusammenhang wird «Norm» als Synonym für Standardsprache benutzt – eine Varietät, die in Deutschland wohl die unumstrittene Prestigevarietät ist, während ihr Status in Luxemburg und der Schweiz weniger eindeutig ist. Es ist fast trivial zu sagen, dass in diesen drei Ländern Standarddeutsch unter sehr unterschiedlichen soziolinguistischen Bedingungen erworben bzw. gelernt und gelehrt wird. Wir interessieren uns u.a. in unserem Projekt dafür, wie das Verhältnis zwischen Deutsch bzw. Standarddeutsch und anderen Sprachen und Varietäten in den schweizerischen und luxemburgischen Bildungs- und Lehrplänen dargestellt wird.

#### 2 Deutschschweizer Situation und Standardsprache

Nun möchte ich mich auf die Frage konzentrieren, wodurch sich die soziolinguistische Situation des gymnasialen Deutschunterrichts in der Schweiz auszeichnet.<sup>1</sup>

In der viersprachigen Schweiz ist Deutsch die Sprache der Mehrheit. Allerdings kommt die schweizerische Standardvarietät hier in ein Spannungsfeld mit den autochthon gewachsenen Mundarten zu stehen, die – wie Regula Schmidlin (2011, S.104) beschreibt – für den Einzelnen nicht selten zu einem Sozialsymbol werden.

Der Status der Standardvarietät allerdings führt zu einer skeptischen Beurteilung. In Metasprachdiskursen ist meist eine stärkere oder schwächere Ablehnung zu verzeichnen. Bisweilen ist auch gar nicht zu klären, ob diese spezifisch schweizerische Ausgestaltung des Hochdeutschen überhaupt als Standardsprache oder doch eher als Abweichung vom Standard aufgefasst wird.

So schreibt beispielsweise Stefan Sonderegger: «Dadurch wird es verständlich, dass sich selbst bei Keller bisweilen eine mundartliche Färbung



der Erzählsprache findet, die oft zur Trägerin des schweiz. Lokalkolorits wird.» (Sonderegger 2009, S. 2863) Hier wird die schweizerische Standardvarietät zwar positiv, aber dennoch entschuldigend als mundartlich gefärbt oder als Sprache mit Lokalkolorit gesehen. Seltener sieht man die Spezifika des Schweizerhochdeutschen schlichtweg als sprachregionalen Ballast: «Entweder richtig Schweizerdeutsch oder dann richtig Hochdeutsch – aber dieser Mix tut weh», wie ein Leserkommentar zur Frage der Synchronisation des Schweizer Tatorts in tagesanzeiger.ch/newsnetz.ch am 14.6.14 lautet.

Doch auch die Dialekte sind nicht über jeden Zweifel erhaben, denn das Schweizerdeutsche als Sammelbezeichnung für die Vielfalt der Ortsdialekte gilt – wie Christina Cuonz beschreibt – bei DeutschschweizerInnen als «hässliche» Sprache (vgl. Cuonz, 2010). Weil eine gewisse Anzahl dem Standard zugehöriger Helvetismen durch Dialektverschriftung entsteht, muss man sich fragen, wo sich dadurch die Bewertung zwischen *covert* und *covert prestige* beziehungsweise *low* oder *high variety* einreicht.

Im soziolinguistischen Kontext hingegen wird die Schweizer Standardvarietät gleichwertig neben die anderen Standardvarietäten gestellt. Trotz des gewaltigen Anteils an SprecherInnen, dem grossen Gewicht der Verlage im dominanten Deutschlandvergleich, wird die Deutschschweiz als Vollzentrum gesehen. Dies ist laut Ammon (1995) der Tatsache geschuldet, dass die Standardvarietät in endonormativen Kodizes beschrieben wird, andererseits gibt es langjährige institutionelle und akademische Verbindungen zwischen den drei Zentren, die eine andere Bewertung kaum zulassen würden.

### 3 Diglossie oder Bilingualität

In der Schweiz ist durch die Verwendung der beiden Sprachformen Dialekt und Standard, die diglossische Konstellation zentral. Diese wird als mediale Diglossie bezeichnet, weil schriftlich die Standardsprache, mündlich der Dialekt verwendet wird, wobei präziser von einer funktionalen, also textsortenspezifischen Diglossie gesprochen werden müsste, da die kommunikativen Konstellationen über die Wahl der Sprachform entscheiden.

Es wird aber bezweifelt, ob mit dem Konzept der «Diglossie» die aktuelle Situation adäquat beschrieben wird. Als Alternativvorschlag diskutiert Berthele (2004) das Konzept des «Bilingualismus», da dieses eher mit der Wahrnehmung der Sprecher korrespondiere und die Schweizer Dialekte durch die funktionale Ausdifferenzierung als Ausbausprachen anzusehen seien, wie Kloss (1976: 311ff.) die komplexen Zusammenhänge beschreibt.

#### 3.1 Wird Deutsch als Erst-, Zweit- oder Fremdsprache unterrichtet?

Obschon die Mehrheit (82%) der DeutschlehrerInnen die Sprache als Erstsprache vermittelt, denkt eine doch beachtliche Minderheit (9 = 18%) unserer Lehrpersonen, die deutsche Sprache sei als Zweitsprache oder als 'etwas anderes' zu unterrichten.

	Erstsprache (L1)	Zweitsprache (L2)	Fremdsprache (FL)	etwas anderes
CH (N = 50)	41 (82%)	5 (10%)	0 (0%)	4 (8%)

Tabelle 1: Anzahlen L1, L2, FL oder 'etwas anderes' für CH und LUX (Frage h)

Dem Wunsch, die Andersheit zu begreifen, wird in Formulierungen wie folgenden zum Ausdruck gebracht und teilweise auch präzisiert: «Wir tun so, als ob Hochdeutsch die Muttersprache der Schüler wäre, obschon die Schüler sich nicht als Muttersprachler fühlen», «ich unterrichte Deutsch als «eine von zwei Erstsprachen», als «Erst- und Zweitsprache», als «fast-Erstsprache», als «ungeliebte Erstsprache» oder auch als «Bankert».

#### 3.2 Wird Deutsch nach den Curricula unterrichtet?

Es gibt bereits etwas Wissen über die Relevanz im DaZ- oder DaF-Unterricht, aber noch wenig Wissen darüber, welche Relevanz das Modell für den Deutschunterricht als Erstsprachunterricht oder auch den Deutschunterricht an höheren Schulen hat. In den Curricula in Deutschland oder Luxemburg findet man beispielsweise keine Hinweise. Einige curriculare Angaben in der Deutschschweiz beziehen sich eher vage auf «die charakteristischen Merkmale der Schweizer Sprachsituation» und fordern, dass Schüler etwas 'Über Besonderheiten der schweizerischen Sprachsituation Bescheid wissen' sollten, doch die Informationen dazu bleiben wenig konkret. Zudem sprechen die meisten Curricula einzig von «Standardsprache» oder «Hochdeutsch», ohne qualifizierende Adjektive. Wenn eine nähere Beschreibung gegeben wird, handelt es sich oft um den Ausdruck «gepflegt».

Einzig im Berner Curriculum wird von korrektem Schweizerhochdeutsch gesprochen, das die Schüler verwenden sollten. Doch besonders konfus war dabei die Anmerkung zum Umgang mit «Helvetismen» (i.e. spezifische Schweizer Merkmale), die als sprachliche Phänomene angeführt wurden, welche die Schülerinnen und Schüler zu vermeiden hätten.

### 4 Deutschschweizer Standardsprache zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit

Bis zur Einschulung verfügen – wie Häcki Buhofer/Burger (1998) nachweisen – die meisten Kinder zwar bereits über gesprochenen deutschländischen Standard in der gesprochenen Sprache, was bisweilen als «Fernsehdeutsch» bezeichnet wird. Aber sie wechseln nach der Einschulung umgehend, konsequent und strikt ins Schweizerhochdeutsche, nämlich in die Schulsprache.

Durch diese Zuwendung wird eine gesellschaftlich positive Bewertung des Schweizerhochdeutschen zum Ausdruck gebracht, die sich in den Deutschschweizer Medien durchgesetzt hat und die durch diese Institutionen als nationale Standardvarietät etabliert wird. Dies bedeutet, dass beispielsweise die Vokale in «Jagd» und «Vogel» kurz realisiert werden, in «Hochzeit» hingegen lang. Chemie wird mit /x/ ausgesprochen. Das «v» in

Pulver als /f/, das «r» in Berg nicht vokalisiert. Glänzig wird als /ik/ oder /ig/ realisiert. Es gibt zudem eine Tendenz zur Erstsilbenbetonung und grundsätzlich eine eher buchstabengetreue Aussprache.

Damit bildet sich eine spezifische Aussprache des Hochdeutschen aus, die sich von bundesländischem (oder österreichischem). Deutsch unterscheiden lässt.

#### 4.1 «Lokalkolorit» in der Schriftlichkeit

In der Schriftlichkeit hingegen sieht es anders aus. Durch die fehlende phonetische Markierung gestaltet sich die Zuschreibung von Deutschschweizer Typik komplizierter.

Entlang der nationalen Schulschriften können in den Handschriften von Schülern Unterschiede ausgemacht werden. In der Schreibung ist das Doppel-S typisch sowie eine teilweise originalgetreue Schreibung von Lehnwörtern (*Réception*/Rezeption oder *Apéro*/Aperitiv). Zudem gibt es eine Tendenz zu historischer Namensschreibung (*Schwyz**erörgeli*, *Wyr**sch*).

Irritierend ist die Verschriftung von Dialekt, die oft standardnah geschieht und damit in der Schriftlichkeit bisweilen gar nicht als Dialekt zu erkennen ist. Der Satz *Bring doch bitte am Mittwoch vier Berliner* kann als dialektale oder standardsprachliche Äusserung gelesen werden. Peter von Matt zeigt an einem Beispiel aus der Literatur, welche Irritationen hervorgerufen werden, wenn man den Text und Autor nicht kennt. «Das Gewitter» von Johann Peter Hebel ist in der ersten Zeile unklar: *Der Vogel schwankt so tief und still (...)*. Erst in der zweiten Zeile *er weiss nit, woner ane will* wird diese in der Sprachform disambiguiert. Erst hier wird klar, dass auch der erste Vers aus Hebels Gedicht in Dialekt gelesen werden muss.

Diese Unklarheit verleitet die Leserinnen und Leser dazu – dies möchte ich hier als These formulieren –, auch in der Schreibung nur gewisse, wohl 'eindeutige' Ausdrücke als Helvetismen zu identifizieren, wie beispielsweise *Caramelköppli* oder *Dachkännel* und *plätteln*. Diese werden dann aber nicht der Schweizer Standardsprache, sondern dem Dialekt zugeordnet. Aus «unverdächtiger» gesamtdeutscher Morphologie gebildete Wörter, die allerdings ausschliesslich in der Deutschschweiz verwendet werden, wie 'Leerschlag' (für Leerzeichen) oder 'Kampfscheidung' und 'Kartonschachtel', werden wohl eher übersehen. Dies gilt auch für die im Alltag üblichen und unspezifisch scheinenden Konstruktionen wie *innert* (statt innerhalb), *fertig* für aufgebraucht oder *speditiv* für schnell zu erledigen.

So kann erwartet werden, dass gerade der umgekehrte Fall eintritt, wenn bei Helvetismen eine solche Spezifik («Lokalkolorit») fehlt, diese also nicht typisch schweizerisch aussehen, dennoch ausschliesslich in der Deutschschweiz gebräuchlich sind. Diese würden von vielen Deutschschweizer LeserInnen gerade nicht als Helvetismen erkannt und wohl eher einem gesamtdeutschen Standard zugeordnet werden. Dies bedeutet nichts anderes, als dass diese Konstruktionen für das Erkennen und präzise Zuordnen

als schweizerische standardsprachliche Varianten, als Helvetismen auch im schriftlichen Kontext – in Ermangelung eines Algorithmus – erworben oder gelernt werden müssten. Denn nur derjenige, der die Spezifika der Standardvarietät kennt, ist in der Lage, diese auch eindeutig zuzuordnen. Erst dann wäre man tatsächlich in der Lage, Helvetismen (orthografische, morphologische, phraseologische, syntaktische, semantische, pragmatische), Frequenzhelvetismen, die nicht spezifisch, aber doch häufiger in der Deutschschweiz verwendet werden (wie *selber*, *anfällig*, *angriffig*) sowie Regionalismen, die auch im Süddeutschen Raum oder in Österreich verwendet werden (wie *laufen* vs. *gehen*, *Bub* vs. *Junge*) sicher zu identifizieren.

Daraus ergibt sich eine eigentliche medien-spezifische, der Spezifik der Schriftlichkeit geschuldete Verschränkung und Vermischung der Diglossie, die die Zugehörigkeit von geschriebenem Text zu Dialekt beziehungsweise Standard auf eigene Weise «unterwandert» und prägt und damit zu Irritationen führt.

#### 4.2 Bewertung von Konstruktionen durch DeutschlehrerInnen

Bei solcher Unklarheit ist es denn auch nicht erstaunlich, dass in der Schweiz gebräuchliche Konstruktionen in unserer Befragung von Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern abgelehnt werden. Es zeigt sich sogar eine eigentliche Spaltung. Die Konstruktionen werden sowohl abgelehnt als auch stärker akzeptiert.

Dies kann an einigen Beispielen gezeigt werden:

- a Die Genusvariante *das Kamin* wird in Duden-online.de als «schweizerisch» bezeichnet, aber von 68% der LehrerInnen in der Deutschschweiz abgelehnt. Bloss 24% stimmen dieser Variante zu. Es lässt sich daher eine leichte Tendenz des Zusammengehens mit Deutschland und Luxemburg festhalten.

das Kamin	D	Lux	CH
Ablehnung	43 (86%)	46 (92%)	34 (68%)
Zustimmung	6 (12%)	2 (4%)	12 (24%)
Teilweise	0	2 (4%)	4 (8%)
k. Angabe	1 (2%)	0	0

- b Die Perfektbildung mit dem Auxiliarium «sein» bei liegen (bei Verben des Stillstands) ist im süddeutschen Raum und in der Schweiz üblich (in Duden-online.de als süddeutsch, österreichisch und schweizerisch markiert), wird aber bloss von 18% voll akzeptiert, fast die Hälfte (44%) lehnen diese Konstruktion gänzlich ab. Immerhin wird sie von 36% teilweise akzeptiert. Auch hier kann man von Tendenzen des Zusammengehens mit Deutschland und Luxemburg sprechen.

bin gelegen	D	Lux	CH
Ablehnung	35 (70%)	35 (70%)	22 (44%)
Zustimmung	1 (2%)	4 (8%)	9 (18%)
Teilweise	13 (26%)	10 (20%)	18 (36%)
k. Angabe	1 (2%)	1 (2%)	0

- c Die im süddeutschen und insbesondere auch in der Schweiz übliche Pluralform von Bogen zu Bögen (anstatt Bogen) wird von 24% der Deutschschweizer LehrerInnen abgelehnt und erhält erstaunlicherweise in Deutschland und Luxemburg eine höhere Zustimmung, obschon in Duden-online.de, «die Bogen und (besonders süddeutsch, österreichisch und schweizerisch) Bögen» aufgeführt wird. Auch hier kann man von Tendenzen des Zusammengehens mit Deutschland und Luxemburg sprechen, dies ist interessanterweise vor allem im Bereich der Zustimmung offensichtlich.

Bögen	D	Lux	CH
Ablehnung	7 (14%)	7 (14%)	12 (24%)
Zustimmung	35 (70%)	35 (70%)	30 (60%)
Teilweise	5 (10%)	3 (6%)	7 (14%)
k. Angabe	3 (6%)	5 (10%)	1 (2%)

Die Komplexität der Situation zwischen Diglossie und Plurizentrik führt zu Zuschreibungen von Norm und Normalität, und kann als ein Schwanken zwischen Eigen- und Fremdperspektive bezeichnet werden kann. Es hat sich anscheinend keine dezidierte Eigenperspektive ausgebildet oder ausbilden können. Die Lehrkräfte bemerken zwar eine Abweichung, aber sie kennzeichnen sie nicht mit der vollen Ablehnung.

## 5 Schielender Blick auf die Schweizer Standardsprache

Diese Beobachtung legt einen Bezug zu einem kulturwissenschaftlichen Konzept nahe, demjenigen des 'schielenden' Blicks (Weigel 1983), mit dem der glücklose Versuch konzeptuell gefasst wird, die Fremd- und Eigenperspektive zugleich einzunehmen. Glücklos deshalb, weil *dieser* «schielende Blick» ein Schisma (also eine Aufspaltung) verursacht – hier nun im Selbstverständnis einer Sprachgemeinschaft.

Aus der Selbstdarstellung mit doppeltem Anspruch resultiert eine Art Vexierbild zwischen Fremderwartung und Eigeninteresse – mit der Folge einer entsprechenden Unsicherheit, da sich eine eigentliche, sichere und konsistente Innenperspektive nicht hat ausbilden können.

Die Erarbeitung eigener Sichtweisen aber bildet die Grundlage für die (sprachliche) Selbstdarstellung und die Co-Konstruktion einer Sprachgemeinschaft.

Diese eigene Sichtweise kann sich in einer Sprachgemeinschaft aber nur dann ausbilden, wenn die Gemeinschaft in der Lage ist, ihre eigene Sprache

zu reflektierten und auch den Mut besitzt, sich von der Fremdperspektive zu lösen, von einer – zumeist dominanten – Perspektive, die als Normalität gesetzt und postuliert wird und die damit auch die Beschreibung der eigenen Sprache dominiert.

Denn erst die Trennung von Fremd- und Eigenperspektive bringt die spezifische Differenz ans Tageslicht, durch die eine Endonormativität entsteht, die in der plurizentrischen Vorstellung auch als Mittel der Distinktion einen ganz zentralen auch kulturellen Wert darstellt. Denn erst mit der Anerkennung und einem Bewusstsein für die Differenz ist man in der Lage, die Differenzen aufzuheben und zu überwinden.

## Literatur

- Berthele, Raphael (2004): «Vor lauter Linguisten die Sprache nicht mehr sehen – Diglossie und Ideologie in der deutschsprachigen Schweiz.» In: Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum, ed. Helen Christen. Wien: Edition Praesens, S. 111–136.
- Davies, Winifred V./Wagner; Melanie/Wyss, Eva Lia (2014): «Deutsch im gymnasialen Unterricht: Deutschland, Luxemburg und die deutschsprachige Schweiz im Vergleich.» In: IDS Sprachreport 2/2014, S. 2–9.
- Haas, Walter (2004): «Die Sprachsituation in der deutschen Schweiz und das Konzept der Diglossie.» In: Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum, ed. Helen Christen. Wien: Edition Praesens, S. 81–110.
- Häcki Buhofer, Annelies/Burger, Harald (1998): Wie Deutschschweizer Kinder Hochdeutsch lernen: der ungesteuerte Erwerb des gesprochenen Hochdeutschen durch Deutschschweizer Kinder zwischen sechs und acht Jahren. Stuttgart. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 98).
- Kloss, Heinz (1976): «Abstandsprachen und Ausbausprachen.» Zur Theorie des Dialekts, Hgg. Joachim Göschel/Norbert Nail/Gaston van der Elst. Wiesbaden: Steiner, S. 301–322.
- Matt, Peter v. (2011): «SchweizerDeutsch als Literatursprache.» In: SchweizerDeutsch 1/2011, S. 13–16.
- Schmidlin, Regula (2011): Die Vielfalt des Deutschen: Standard und Variation. Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache. Berlin: de Gruyter.
- Weigel, Sigrid (1983): «Der schielende Blick. Thesen zur Geschichte weiblicher Schreibpraxis.» In: Stephan, Inge/Weigel, Sigrid (Hgg.): Die verborgene Frau. Argumente Verlag, Berlin. (Das Argument Bd. 96). S. 83–137.
- Wyss, Eva L. (i.Dr.): «Plurizentrik im Gymnasium. Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer zwischen curricularen Vorgaben, Sprachsituation und Sprachwissen.» In: Deutsch von innen – Deutsch von aussen. Bozen. 12 S.

## Anmerkungen

- 1 Für eine ausführlichere Darstellung des deutschen und luxemburgischen Teils vgl. in der aktuellen Ausgabe des Sprachreports des IDS, wo unser Projekt ausführlich vorgestellt wird, vgl. <http://pub.ids-mannheim.de/laufend/sprachreport/pdf/sr14-2a.pdf>

## Wird Standarddeutsch für Deutschschweizer aufgrund der neuen Medien zur Fremdsprache?

Anmerkungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses

Sarah Brommer

### 1. Die Sprachsituation in der Deutschschweiz

Die Sprachsituation der Schweiz ist bekanntlich eine besondere: Nicht nur existieren mit dem Deutschen, dem Französischen, dem Italienischen und dem Rätoromanischen gleich vier nationale Landessprachen. Auch innerhalb der Deutschschweiz herrscht mit dem Standarddeutschen und dem Dialekt (bzw. den Dialektvarianten des Alemannischen) eine spezifische Form der Zweisprachigkeit.<sup>1</sup> Ob es sich bei dem Standarddeutschen und dem Dialekt um verschiedene Varietäten einer Sprache handelt oder dem Standarddeutschen die Stellung einer Fremdsprache zukommt, ist ein Topos der Sprachreflexion, der immer wieder in der Wissenschaft und auch der Öffentlichkeit diskutiert wird.<sup>2</sup> Die im Titel gestellte Frage «Wird Standarddeutsch aufgrund der neuen Medien eine Fremdsprache?» deutet an, dass hier möglicherweise ein Wandel stattfindet und dass der Sprachgebrauch in den neuen Medien Ursache dieses Wandels sein könnte. Gleichzeitig wird mit der Formulierung impliziert, dass Standarddeutsch für Deutschschweizer (zunächst) keine Fremdsprache ist bzw. war. Doch diese Annahme beurteilt die Wissenschaft kontrovers. Das Standarddeutsche tatsächlich als Fremdsprache anzusehen, wird mit folgenden Argumenten begründet: 1. der vollständigen Ausgebautheit des Dialekts hinsichtlich Lautung, Grammatik, Wortschatz und Funktionalität, 2. dem grossen Abstand zwischen Dialekt und Standarddeutsch und 3. dem Sprachbewusstsein der Deutschschweizer, die das Standarddeutsch mehrheitlich als Fremdsprache empfinden (vgl. Baur, 1983; Werlen, 1998; Berthele, 2004; Scharloth, 2004). Für die These, dass es sich bei Standarddeutsch und Dialekt um Varietäten einer Sprache handelt, sprechen wiederum folgende Argumente: 1. die feste Verankerung des Standarddeutschen in spezifischen Verwendungskontexten und damit einhergehend die unterschiedlichen Funktionen von Standarddeutsch und Dialekt, 2. die fehlende Standardisierung des Dialekts, 3. die nicht vorhandene lokale Begrenzung des Dialekts auf die (Deutsch-)Schweiz und 4. der zu geringe Abstand des schweizerdeutschen Dialekts zu anderen Varietäten des Deutschen (vgl. Sieber/Sitta, 1986; Ammon, 1995; Siebenhaar/Wyler, 1997; Haas, 2004; Petkova, 2009). Der vorliegende Beitrag greift diese Debatte auf und erweitert sie um die Frage, welchen Einfluss die zunehmende Mediennutzung, die Kommunikation via E-Mail, SMS, Facebook & Co., auf das Verhältnis von Standarddeutsch und Dialekt hat. Im nächsten Kapitel (Kap. 2) gehe ich der sprachsystematischen Ähnlichkeit bzw. Unähnlichkeit von Standarddeutsch und Dialekt am Bei-

spiel der Lautung und der Verbkonjugation nach. Kapitel 3 stellt den Sprachgebrauch und die unterschiedlichen Verwendungskontexte von Standarddeutsch bzw. Dialekt in den Mittelpunkt und geht auf den Begriff der Diglossie ein. Wie sich nun die Sprache und das Schreiben in den neuen Medien gestalten und welches die Rahmenbedingungen dieses Schreibens sind, ist Gegenstand von Kapitel 4. In Kapitel 5 gehe ich schliesslich auf die Konsequenzen ein, die sich aus den vorausgegangenen Überlegungen ergeben erstens für den Status des Standarddeutschen und zweitens für die Deutschdidaktik.

## 2. Wie (un-)ähnlich sind sich Standarddeutsch und Dialekt?

Der ausreichend grosse oder eben doch zu geringe Abstand zwischen Standarddeutsch und Dialekt dient beiden Diskursparteien als Argument, den Dialekt als eigenständige Sprache bzw. als Varietät des Deutschen zu verstehen. Daran zeigt sich, dass die Frage, wie nahe sich Standarddeutsch und Dialekt tatsächlich stehen, nicht einfach zu beantworten ist. Hägi/Scharloth (2005, 30) legen dar, wie schwierig es ist, sprachsystematische «Unterschiede in einer Zusammenschau daraufhin zu befragen, ob sie einen hinreichend grossen Abstand ergeben, der es rechtfertigen würde, Standarddeutsch als Fremdsprache zu bezeichnen». Zugleich verweisen sie darauf, dass der sprachliche Abstand – wie gross auch immer er sein mag – kein Kriterium ist, das zur Klärung der Problematik beitragen kann (vgl. Hägi/Scharloth 2005, 30). Denn entscheidender seien vielmals der Status der jeweiligen Varietäten bzw. Sprachen und sprachpolitische Entwicklungen (ebd.). Nichtsdestotrotz soll im Folgenden mit einem ausschnitthaften Blick auf die Lautung und die Verbkonjugation der Ähnlichkeit bzw. Unähnlichkeit ein Stück weit nachgegangen werden. So lässt sich aufzeigen, dass der sprachsystematische Abstand in einzelnen Bereichen sowohl verschieden gross als auch veränderlich ist, was sich wiederum auf den Status des Standarddeutschen bzw. des Dialekts auswirken kann.

Besonders an den Vokalen zeigt sich, dass die Aussprache stark zwischen den einzelnen Dialektvarianten variiert.<sup>3</sup> Aus diesem Grund steht die regionale Dialektfärbung in einem Fall dem Standarddeutschen sehr nahe, im anderen Fall differiert sie stark von der standardsprachlichen Lautung (vgl. Siebenhaar 1997, 79–81). Im Vergleich zum Vokalsystem ist die Aussprache der Konsonanten innerhalb der Dialekte einheitlicher. Ein typisches Merkmal des Dialekts ist beispielsweise die spezifische Realisierung des aspirierten *k* als *kch* [kx] wie in *hocken* (ausgesprochen [hokxə] statt [hokʰən]) oder als *ch* [x] im Anlaut wie in *Kopf* (ausgesprochen [xopf] statt [kʰopf]). Ein weiterer grundsätzlicher Unterschied besteht bei der Aussprache von *ch*: Die Standardlautung unterscheidet den vorderen *ich*-Laut und den hinteren *ach*-Laut, der Dialekt kennt hingegen nur den *ach*-Laut. In diesen (und weiteren) Fällen besteht demnach in der Lautung ein grundlegender Unterschied zwischen Standardsprache und Dialekt.

Mit Blick auf das bundesdeutsche Standarddeutsch wird deutlich, dass der Abstand zwischen dem Dialekt und dem Schweizer Standarddeutsch weniger gross ist als zwischen dem Dialekt und dem Standarddeutsch in Deutschland. Dies ist beispielsweise der Fall bei der Aussprache von *s* im Anlaut: Im schweizerdeutschen Dialekt wird jedes *s* grundsätzlich stimmlos ausgesprochen. Dies wirkt sich auf die Lautung der Schweizer Standardsprache aus, die ebenfalls nicht zwischen stimmhaftem und stimmlosem *s* im Anlaut differenziert (vgl. Siebenhaar 1997, 77). Die Standardaussprache in Deutschland hingegen sieht hier eine stimmhafte Realisierung vor (z.B. *Sonne* oder *summen* ausgesprochen mit [z]). In diesem Fall – und so ebenfalls bei den Plosiven – sind sich Schweizer Standarddeutsch und Dialekt folglich sehr nah, der lautliche Abstand besteht hingegen zwischen den beiden Standardvarietäten.<sup>4</sup>

Grundlegende grammatische Unterschiede zwischen Standarddeutsch und Dialekt bestehen in der Verbkonjugation, besonders in der Tempusbildung. Während im Standarddeutschen das Perfekt, das Präteritum (Imperfekt) und das Plusquamperfekt zur Auswahl stehen, um Vergangenes auszudrücken (*sie hat getroffen*, *sie traf*, *sie hatte getroffen*), gibt es im Dialekt seit dem 16. Jahrhundert kein Präteritum mehr; als Ersatz fungiert das Perfekt (*sie hät/het troffe*). Analog dazu wird anstelle des Plusquamperfekts eine Form mit doppeltem Perfekt verwendet (*sie hät/het troffe ghaa*) oder das einfache Perfekt verbunden mit Partikeln, die die Vorzeitigkeit anzeigen. In diesem Zusammenhang lohnt es sich, einen genaueren Blick auf die Hilfsverben zu werfen, die der Perfektbildung dienen. Siebenhaar/Vögeli (1997, 81) konstatieren, dass im Dialekt das Perfekt häufiger mit *sein* gebildet wird, wo im Standarddeutschen *haben* als Hilfsverb dient. Als Beispiele nennen sie *I bi gschtandel/gsässe* vs. *Ich habe gestanden/gesessen*. Interessant ist, dass die neuste Auflage der Duden-Grammatik für das Schweizer Standarddeutsche ebenfalls die Bildung mit *sein* vorsieht (vgl. Duden Bd. 4 2009, 472). Der Dialekt hat demnach auf die Standardsprache abgefärbt, Dialekt und Standard haben sich in diesem Punkt angenähert.

Zusammenfassend können wir festhalten: Der grosse sprachsystematische Abstand besteht vor allem zwischen dem Dialekt und dem bundesdeutschen Standarddeutsch. Das Schweizer Standarddeutsche steht dem Dialekt hingegen lautlich, grammatisch (und auch lexikalisch) deutlich näher. Es ist sogar davon auszugehen, dass sich dieser Abstand nach und nach weiter verkleinern wird. Denn aufgrund des zunehmenden Dialektgebrauchs im Schriftlichen und in Kontexten, die ehemals dem Standarddeutschen vorbehalten waren (s. u.), wird der Dialekt sukzessive weiter ausgebaut und nimmt Elemente aus der Standardsprache auf. Christen (2012, 166) spricht in diesem Zusammenhang von der «Integration hochdeutscher Grössen in den Dialekt». Es kommt zu einer sprachlichen «Durchmischung» (Petkova 2009, 24, vgl. auch Christen 2012, 171), die ihre Ursache nicht zuletzt im veränderten Gebrauch von Standarddeutsch und Dialekt hat.<sup>5</sup>



### 3. Wie werden Standarddeutsch und Dialekt verwendet?

Die Sprachsituation in der Deutschschweiz wird häufig als Diglossie beschrieben. Der Begriff geht auf den Soziolinguisten Ferguson (1959) zurück und beschreibt die gesellschaftliche Gewohnheit, zwei genetisch verwandte Sprachformen für unterschiedliche funktionale Zwecke zu gebrauchen. Bezogen auf die Deutschschweiz bedeutet dies erstens, dass das Standarddeutsche und der Dialekt als verwandt, also als Varietäten einer Sprache angesehen werden. Zweitens ist darin enthalten, dass der Kontext dafür entscheidend ist, welche der beiden Varietäten gewählt wird. Tatsächlich herrschte in der Deutschschweiz «die ziemlich konsequente funktionale Trennung von Dialekt und Standardvarietät nach ihrem Gebrauch in den Domänen» (Ammon 1995, 286). Verbunden mit der Wahl der Varietät war gleichzeitig die Wahl des Mediums: Standarddeutsch wurde in aller Regel geschrieben, es war die Varietät der medialen Schriftlichkeit. Gesprochen wurde hingegen Dialekt, die Varietät der medialen Mündlichkeit. Kolde (1981) hat für diese spezifische Sprachverwendung den Begriff der «medialen Diglossie» geprägt. Noch 2004 schreibt Werlen, das Medium der Kommunikation sei, wenn auch nicht der einzige, so doch ein wesentlicher Faktor bei der Wahl von Standarddeutsch bzw. Dialekt (vgl. Werlen 2004, 24). In den darauffolgenden Jahren hat sich mehr und mehr die Auffassung durchgesetzt, dass die Wahl der Varietät weniger an die Medien der Schriftlichkeit bzw. Mündlichkeit gebunden ist, sondern sich vielmehr nach dem Verhältnis zwischen den Kommunikationspartnern richtet, dass sich also die mediale Diglossie hin zu einer konzeptionellen Diglossie gewandelt hat (vgl. beispielsweise Haas, 2004; Siebenhaar 2005, 65). Nach dieser Auffassung gilt Dialekt als Sprache der Nähe und wird in Situationen verwendet, die informell, familiär, persönlich usw. sind. Standarddeutsch ist hingegen die Sprache der Distanz.<sup>6</sup> Dieser (zumindest überwiegend) situationsabhängige Sprachgebrauch hat nun zur Folge, dass der Dialektgebrauch sukzessive zugenommen hat (vgl. Werlen 2004, 21 f., Siebenhaar 2005, 10). In der *NZZ* (29.7.2014) wird Christen mit den Worten zitiert: «Schweizerdeutsch ist die Sprache des Informellen. Und mit dem Schwinden des Formellen, auch aus Kultur, Politik und Medien seit den 1960er Jahren, gewinnt es laufend an Bedeutung [...]» Eine Erhebung aus dem Jahr 2000 zum Gebrauch von Deutsch als Umgangssprache in Familie, Ausbildung und Beruf hat ergeben, dass in allen drei Bereichen Dialekt durchgängig die übliche Varietät ist und im Vergleich zu 1990 deutlich häufiger verwendet wird (vgl. Werlen 2004, 21). Des Weiteren lässt sich beobachten, dass der Dialekt neuerdings auch in fachsprachlichen Kontexten verwendet wird, indem beispielsweise Wortschatzlücken im Dialekt mit standardsprachlichen Ausdrücken gefüllt werden, um somit auf ein Ausweichen auf das Standarddeutsche verzichten zu können. Die Folge sind erstens ein «Schweizerdeutsch im Modus konzeptioneller Schriftlichkeit» (Christen 2012, 170) und zweitens ein voll ausgebauter Dialekt, «der es erlaubt, (fast) alle kommunikativen Bedürfnisse in

(fast) allen Situationen zu befriedigen» (Werlen 2004, 23). Nicht zuletzt wird dadurch auch vermehrt im Dialekt geschrieben, besonders in den neuen Medien.

### 4. Sprache und Schreiben in den neuen Medien

Studien zur Mediennutzung legen Mal für Mal offen, wie viel Zeit in die neuen Medien investiert und wie viel in den neuen Kommunikationsformen geschrieben wird.<sup>7</sup> Schon aus diesem Grund lohnt es sich, das Schreiben und den Sprachgebrauch in SMS, E-Mails und v.a. in sozialen Netzwerken wie Facebook genauer zu betrachten. Es zeigt sich ein breites Spektrum an Schreibstilen, Konventionen und Merkmalen, die so unterschiedlich sind wie die Kontexte, in denen sie entstanden sind. So finden sich in den neuen Medien Texte sowohl nah als auch fern der Norm, sowohl in Standarddeutsch als auch in Dialekt. Entscheidend für den Sprachgebrauch ist der Kontext, in dem die Kommunikation stattfindet, wobei die Verteilung Standarddeutsch – Dialekt keineswegs ausgewogen ist. Empirische Untersuchungen zum Sprachgebrauch in den neuen Medien<sup>8</sup> bestätigen unisono: Die Kommunikation erfolgt grösstenteils im Dialekt. Worin die Gründe hierfür liegen, wurde in der Forschung bereits vielfach dargelegt.<sup>9</sup> Die zwei wichtigsten Aspekte sind: 1. Das Schreiben in den neuen Medien findet (gerade, aber nicht nur bei Jugendlichen) mehrheitlich in privaten Kommunikationssituationen statt und hat private Themen zum Gegenstand. 2. Die Schreiber wännen sich in einer quasi-mündlichen Kommunikation, bedingt durch die zumeist dialogische Struktur und die einem Gespräch vergleichbare schnelle Abfolge der Beiträge (beispielsweise im Chat). Diese Bedingungen befördern die Verwendung des Dialekts als Sprache der mündlichen Alltagskommunikation geradezu. Es gilt: Je konzeptionell mündlicher Texte sind, desto eher wird Dialekt geschrieben. Eine gross angelegte Analyse privater Freizeittexte von Jugendlichen hat denn auch gezeigt, dass E-Mails mit 8,7 Prozent noch am häufigsten auf Standarddeutsch verfasst werden, bei den SMS sind es nur noch 1,2 Prozent. Die Kommunikation im gesprächsähnlichen Chat (0,8 Prozent) und in Sozialen Netzwerken (0 Prozent) findet praktisch ausschliesslich im Dialekt statt (vgl. Dürscheid/Wagner/Brommer 2010, 132, 134, 138). Dialekt markiert Nähe, Informalität, Vertrautheit und ist unter den genannten Kommunikationsbedingungen die Sprachform erster Wahl. Christen (2004, 82) resümiert: «Die Aufhebung der medialen Diglossie zugunsten einer konzeptionellen Diglossie [...] führt zu einer ganz besonderen Art von Zweischriftigkeit mit einer normierten und einer nicht-normierten Schriftsprache, letztere mit dem Potential, den Distanzcharakter, der mit Schriftlichkeit verbunden ist (oder allenfalls verbunden war) zu senken oder ganz aufzuheben.» Die neuen Medien sind, wenn auch nicht ausschliesslich, so doch in hohem Masse und besonders in der privaten Kommunikation als Domäne der nicht-normierten Schriftsprache, im Falle der Schweiz als Domäne des Dialekts, zu beschreiben.<sup>10</sup> Während die mediale Schriftlichkeit

also ehemals dem Standarddeutschen vorbehalten war, lässt sie mittlerweile verschiedene sprachliche Realisierungsformen zu, wobei die neuen Medien einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung und der Ausbreitung des Dialekts im Schriftlichen tragen.

Noch ausstehende neue Untersuchungen, welche die mobile Kommunikation via Smartphone analysieren, müssen nun zeigen, ob diese Entwicklung weiter voranschreitet oder ob die neusten technischen Möglichkeiten wie die Worterkennung und Texteingabehilfe möglicherweise zu einer rückläufigen Entwicklung führen, nämlich wiederum zu einer Zunahme des standardsprachlichen Gebrauchs. Denn das automatische Vervollständigen nicht nur von Wörtern, sondern auch von ganzen Phrasen und Sätzen bedeutet einen so grossen Zeitgewinn, dass in mancher Situation vielleicht auf den Dialekt verzichtet und die Nachricht auf Standarddeutsch verfasst wird.<sup>11</sup>

## 5. Konsequenzen für den Status des Schweizer Hochdeutschen und die Deutschdidaktik

In den vorangehenden Kapiteln wurde mit Blick auf den sprachsystematischen Abstand und den Sprachgebrauch unter Berücksichtigung der neuen Medien das Verhältnis von Standarddeutsch und Dialekt skizziert. Welche Konsequenzen lassen sich nun daraus ziehen für den Status des Standarddeutschen und für die Deutschdidaktik? Hägi/Scharloth (2005, 40f.) zeigen auf, dass die Frage, ob Standarddeutsch für Deutschschweizer eine Fremdsprache ist oder nicht, der spezifischen Sprachsituation in der Deutschschweiz nicht angemessen ist. Sie sprechen sich vielmehr dafür aus, Standarddeutsch nicht als Varietät neben dem Dialekt oder als Fremdsprache, sondern als sogenannte «Sekundärsprache» einzuordnen. Im Gegensatz zum Dialekt als Primärsprache erfolgt der Erwerb des Standarddeutschen zumindest teilweise institutionell gesteuert, im Gegensatz zur Fremdsprache jedoch nicht vollständig gesteuert. Standarddeutsch werde seltener als der Dialekt verwendet, sei im Unterschied zu einer Fremdsprache aber Teil des Alltags. Während die Sekundärsprache affektiv verbunden werde mit Funktionalität, Formalität oder Distanz, stehe die Primärsprache, der Dialekt, für lokale Identität (vgl. Hägi/Scharloth 2005, 41). Zusätzlich sprechen Hägi/Scharloth dem Standarddeutschen als Sekundärsprache «eine grössere kommunikative Reichweite» zu. Während die ersten Kriterien auch die heutige Sprachsituation in der Deutschschweiz treffend beschreiben, lässt sich der Aspekt der Reichweite angesichts des aktuellen Gebrauchs von Standarddeutsch bzw. Dialekt durchaus diskutieren: So ist einerseits festzuhalten, dass der Dialektgebrauch nach wie vor nicht alle kommunikativen Bedürfnisse abdeckt. Wird Dialekt geschrieben, ist dies zwangsläufig ein nächstsprachliches, konzeptionell mündliches Schreiben.<sup>12</sup> Beim distanzsprachlichen, konzeptionell schriftlichen Schreiben findet Dialekt keine Verwendung. Dies ist nach wie vor die Domäne des Standarddeutschen. Ande-

erseits zeigt sich, wie oben ausgeführt, in den letzten Jahren erstens eine sprachliche Durchmischung von Standarddeutsch und Dialekt, zweitens ein zunehmender sprachlicher Ausbau des Dialekts und drittens eine häufigere Verwendung des Dialekts, gerade im Zusammenhang mit den neuen Medien. Damit verbunden nimmt die funktionale Reichweite des Dialekts zu. Die Verwendung der Standardsprache hingegen geht im Geschriebenen zurück, im Gesprochenen kommt ihr sogar eine «Nischenexistenz» zu (Christen 2005, 89). All dies kann als Anzeichen dafür gewertet werden, dass die kommunikative Reichweite des Standarddeutschen aufgrund der jüngsten Entwicklungen zurückgeht und Standarddeutsch nicht mehr automatisch situationsabhängig, sondern primär adressatenabhängig gebraucht wird (vgl. Werlen 2004, 22; Christen 2012, 163). Christen (2005, 87) betont: «Die Standardsprache [...] ist niemandes Muttersprache, sondern ein normiertes Konstrukt, dessen Funktionsfähigkeit als überregionales Kommunikationsmittel und als Referenzpunkt des Deutschen nur dann garantiert ist, wenn sich die Deutschsprachigen darauf einigen, dessen Normen einzuhalten und einzufordern.»<sup>13</sup> Mit dieser Aufgabe ist vornehmlich die Schule betraut, die sich um die Vermittlung der Standardsprache kümmert. Das Nebeneinander von Dialekt, Schweizer Standarddeutsch und bundesdeutschem Standarddeutsch sowie die Zunahme des Dialektgebrauchs im Mündlichen wie auch im Schriftlichen macht es nun für die Deutschdidaktik notwendig, über die spezifische Sprachsituation in der Deutschschweiz und den Gebrauch von Standarddeutsch und Dialekt zu reflektieren, gerade auch in Hinblick auf die beiden Standardvarietäten. Für den erfolgreichen DaF- und DaZ-Unterricht heisst das beispielsweise, sich an einer der beiden Varietäten (Schweizer oder bundesdeutschem Standarddeutsch) explizit zu orientieren und nicht allgemein «Standarddeutsch» als Unterrichtssprache anzusetzen (vgl. Hägi/Scharloth 2005, 39). Der Deutschunterricht wiederum ist gefordert, die individuellen standarddeutschen Kompetenzen der Schülerinnen und Schüler zu stärken<sup>14</sup> und das Sprachbewusstsein zu schärfen. Denn – dies hat Scharloths Untersuchung zum Sprachbewusstsein offengelegt – «[e]s gibt [in der Deutschschweiz] zwar ein Bewusstsein davon, dass sich die schweizerische und die deutschländische Standardvarietät unterscheiden, die starke Abwertung schweizerischer Standardformen zeigt aber, dass die eigenen Varianten von Schweizern nicht als gleichberechtigt angesehen werden. Die deutschländische Standardvarietät ist Prestigevarietät, Schweizerhochdeutsch hingegen gilt als schlecht oder fehlerhaft» (Scharloth, 2004). Um diesem Ungleichgewicht zu begegnen, muss der Deutschunterricht zwei Ziele verfolgen: 1. Die formalen Unterschiede von Dialekt, Schweizer Standarddeutsch und bundesdeutschem Standarddeutsch müssen herausgearbeitet und diese Unterscheidung terminologisch gefestigt werden. 2. Schweizer Standarddeutsch muss als eine situations- und adressatenabhängige Alternative zum Dialekt und als eigenständige und gleichwertige Variante zum bundesdeutschen Standarddeutsch vermittelt werden.

## Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.
- Baur, Arthur (1983): Was ist eigentlich Schweizerdeutsch? Winterthur.
- Berthele, Raphael (2004): Vor lauter Linguisten die Sprache nicht mehr sehen. Diglossie und Ideologie in der deutschsprachigen Schweiz. In: Christen, Helen (Hg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Wien. S. 111–136.
- Braun, Bettina (2006): Jugendliche Identitäten in SMS-Texten. In: Dürscheid, Christa/Spitzmüller, Jürgen (Hgg.): Zwischentöne. Zur Sprache der Jugend in der Deutschschweiz. Zürich. S. 101–114.
- Brommer, Sarah (2012a): Textadäquatheit als Indiz für Schreibkompetenz – warum «falsches» Schreiben in den neuen Medien «richtig» ist. In: Germanistische Mitteilungen, Jg. 38, Heft 1. S. 25–46.
- Brommer, Sarah (2012b): Lachen, weinen, schreien mittels Tastatur – Ein konzentrisches Modell zur graphostilistischen Normerweiterung. In: Der Deutschunterricht: Orthographische und grammatische Spielräume 1/2012. S. 25–35.
- Christen, Helen (2004): Dialekt-Schreiben oder sorry ech hassä Text schribä. In: Glaser, Elvira/Ott, Peter/Schwarzenbach, Ruedi (Hgg.): Alemannisch im Sprachvergleich: Beiträge zur 14. Arbeitstagung für alemannische Dialektologie in Männedorf (Zürich) vom 16.–18.9.2002. Stuttgart. S. 71–86.
- Christen, Helen (2005): Die Deutschschweizer Diglossie und die Sprachendiskussion. In: Sprachendiskurs in der Schweiz: vom Vorzeigefall zum Problemfall. Hgg. von der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Bern. S. 85–96.
- Christen, Helen (2007): «Gesprochene Standardsprache im Deutschschweizer Alltag»: Ein Projekt (auch) zur Sprachkompetenz in einem diglossischen Umfeld. In: Germanistik in der Schweiz 4. S. 5–14.
- Christen, Helen (2012): Dialekt in allen Lebenslagen. Zum Deutschschweizer Sprachformengebrauch und seinen strukturellen Folgen. In: Homburger, Wolfgang et al. (Hgg.): Grenzüberschreitungen. Der alemannische Raum – Einheit trotz der Grenzen? Ostfildern. S. 159–171.
- Christen, Helen et al. (2010): Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz (=Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 140). Stuttgart.
- Duden Bd. 4 (2009): Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch. Hgg. von der Dudenredaktion. 8., überarbeitete Auflage. Mannheim/Wien/Zürich.
- Dürscheid, Christa/Wagner, Frank/Brommer, Sarah (2010): Wie Jugendliche schreiben. Schreibkompetenz und neue Medien. Mit einem Beitrag von Saskia Waibel. Berlin/New York.
- Ferguson, Charles A. (1959): Diglossia. In: Word 15. S. 325–340.
- Haas, Walter (2004): Die Sprachsituation der deutschen Schweiz und das Konzept der Diglossie. In: Christen, Helen (Hg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Wien. S. 81–110.
- Hägi, Sara/Scharloth, Joachim (2005): Ist Standarddeutsch für Deutschschweizer eine Fremdsprache? Untersuchungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses. In: Linguistik online 24, 3/05. S. 19–47.
- Hove, Ingrid (2002): Die Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz. Tübingen.
- Kolde, Gottfried (1981): Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten. Wiesbaden.
- Müller, Christina Margrit (2011): Dialektverschriftung im Spannungsfeld zwischen Standard und lautnah. Eine korpuslinguistische Untersuchung der Rubrik Dein SMS in der Aargauer Zeitung. In: Christen, Helen/Patocka, Franz/Ziegler, Evelyn (Hgg.): Struktur, Gebrauch und Wahrnehmung von Dialekt. Beiträge zum 3. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD), Zürich, 7.–9. September 2009. Wien. S. 155–178.
- Neue Zürcher Zeitung (16.1.2007): Ist Standarddeutsch in der Schweiz eine Randerscheinung? Zu den Besonderheiten von Helvetismen und anderen landesspezifischen Varianten. Verfasst von Dürscheid, Christa. Online unter: <http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/articleesi0e-1.97312> [08.08.2014].
- Neue Zürcher Zeitung (29.7.2014): Gespräch zur Konjunktur des Dialekts in der Deutschschweiz. Schweizerdeutsch ist nicht minderwertig. Verfasst von Schneeberger, Paul. Online unter: <http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/articleesi0e-1.97312> [08.08.2014].

- Petkova, Marina (2009): Das Korpus des Projekts «Mischphänomene zwischen Dialekt und Standardsprache in der Deutschschweizer Diglossie». Über die Schwierigkeit, selten vorkommende Phänomene zu dokumentieren. In: Linguistik online 38, 2/09. S. 23–33.
- Petkova, Marina (2011): Zwischen Dialekt und Standardsprache Code-Hybridisierung in der Deutschschweiz. In: Glaser, Elvira (Hg.): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Stuttgart. S. 241–266.
- Scharloth, Joachim (2004): Zwischen Fremdsprache und nationaler Varietät. Untersuchungen zum Plurizentritätsbewusstsein der Deutschschweizer. In: Muhr, Rudolf (Hg.): Standardvariationen und Sprachauffassungen in verschiedenen Sprachkulturen (=TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften Nr. 15/6.1). Online unter: [http://www.inst.at/trans/15Nr/06\\_1/scharloth15.htm](http://www.inst.at/trans/15Nr/06_1/scharloth15.htm) [8.8.2014].
- Schweiz am Sonntag (07.06.2014): Wird Mundart zur fünften Landessprache der Schweiz? Verfasst von v. Matt, Othmar. Online unter: [http://www.schweizamsonntag.ch/ressort/politik/wird\\_mundart\\_zur\\_fuenften\\_landessprache\\_der\\_schweiz/](http://www.schweizamsonntag.ch/ressort/politik/wird_mundart_zur_fuenften_landessprache_der_schweiz/) [08.08.2014].
- Siebenhaar, Beat (2005): Varietätenwahl und Code Switching in Deutschschweizer Chats. In: Networx 43. Online unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-43.pdf> [8.8.2014].
- Siebenhaar, Beat/Vögeli, Walter (1997 unveröffentlicht): Mundart und Hochdeutsch im Vergleich. vollständige überarbeitet für eine 2. Auflage von: Vögeli, Walter (1988): Mundart und Hochdeutsch im Vergleich. In: Sieber, Peter/Sitta, Horst (Hgg.): Mundart und Hochdeutsch im Unterricht. Orientierungshilfen für Lehrer (= Studienbücher Sprachlandschaft 1). Aarau/ Frankfurt am Main/ Salzburg. S. 75–86. Online unter: [https://www.uni-leipzig.de/~siebenh/pdf/Siebenhaar\\_Voegeli\\_iPr.pdf](https://www.uni-leipzig.de/~siebenh/pdf/Siebenhaar_Voegeli_iPr.pdf) [8.8.2014].
- Siebenhaar, Beat/Wyler, Alfred (1997): Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz. 5. vollständig überarbeitete Aufl. Zürich.
- Sieber, Peter/Sitta, Horst (1986): Mundart und Standardsprache als Problem der Schule. Frankfurt am Main (= Reihe Sprachlandschaft 3).
- sprechlust (2004): sprechlust. Vom Umgang mit Hochdeutsch als Unterrichtssprache. Hgg. vom Departement für Erziehung, Kultur und Sport des Kantons Freiburg, Amt für deutschsprachigen obligatorischen Unterricht. Freiburg, Schweiz.
- Spycher, Samuel (2004): ‚I schribdr de no...‘ Schweizerdeutsche Umgangsformen in der SMS-Kommunikation. In: Networx 36. Online unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-36.pdf> [8.8.2014].
- Werlen, Iwar (1998): Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? Mundart und Hochsprache in der deutschen Schweiz. In: Babylonia 1. S. 22–35.
- Werlen, Iwar (2004): Zur Sprachsituation der Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Diglossie in der Deutschschweiz. In: Bulletin vals/asla 79. S. 1–30.

## Anmerkungen

- 1 Auch wenn sich die in der Deutschschweiz gebrauchten alemannischen Dialekte hinsichtlich Lautung, Grammatik, Lexik usw. voneinander unterscheiden (Zürichdeutscher vs. Berndeutscher vs. Baseldeutscher Dialekt etc.), ist im Folgendem vereinfachend von *dem Dialekt* die Rede, da es ungeachtet der einzelnen Dialektvarianten um das Verhältnis von *Standardsprache* und Dialekt geht. Standardsprache wiederum meint das Schweizer Standarddeutsch (und nicht das Standarddeutsch in Deutschland).
- 2 Sichtbar wird dies beispielsweise an folgenden Artikelüberschriften: «Ist Standarddeutsch in der Schweiz eine Randerscheinung?» (NZZ, 16.1.2007), «Wird Mundart zur fünften Landessprache der Schweiz?» (Schweiz am Sonntag, 7.6.2014), «Schweizerdeutsch ist nicht minderwertig» (NZZ, 29.7.2014).
- 3 Zu Zeiten, als das Standarddeutsche vornehmlich geschrieben und der Dialekt ausschliesslich gesprochen wurde, konnte der Einwand erhoben werden, dass die Lautung aus diesem Grund wenig geeignet sei, Standarddeutsch und Dialekt zu vergleichen. Mittlerweile, da im Dialekt sowohl geschrieben als auch konzeptionell schriftlich gesprochen wird (s.u.), gilt dieser Einwand nicht mehr.
- 4 So haben sich beispielsweise spezifische Aussprachekonventionen herausgebildet (vgl. Hove 2002, 6f.), die das Schweizer Standarddeutsch vom Standarddeutsch in Deutschland unterscheiden.
- 5 Dass sich Standarddeutsch und Dialekt sprachlich annähern, darf jedoch keinesfalls als Indiz



für oder gegen den Fremdsprachenstatus des Standarddeutschen gewertet werden. Denn ein geringer sprachlicher Abstand kann weder beschleunigen noch verhindern, dass sich der gesellschaftspolitische Status des Standarddeutschen möglicherweise verändert.

- 6 Dagegen ist Folgendes einzuwenden: Dass das Medium keine Rolle mehr spielt, gilt nur für die nächstsprachliche Kommunikation, die sowohl im Mündlichen wie auch im Schriftlichen in Dialekt erfolgt. Distanzsprachliche Kommunikation jedoch findet – dem Konzept der medialen Diglossie entsprechend – zwar im Schriftlichen in Standarddeutsch, im Mündlichen aber oftmals ebenfalls im Dialekt statt (vgl. Dürscheid/Wagner/Brommer 2010, 52).
- 7 Zu nennen wären die ARD/ZDF-Onlinestudie, die JIM-Studie (Jugend – Information – Multimedia) sowie die JAMES-Studie (Jugend, Aktivitäten, Medien – Erhebung Schweiz), die alle im Internet zugänglich sind.
- 8 Auf grosse Textkorpora stützen sich beispielsweise die Analysen von Spycher (2004), Braun (2006), Dürscheid/Wagner/Brommer (2010) sowie Müller (2011).
- 9 In Dürscheid/Wagner/Brommer (2010, 54–63) findet sich ein ausführlicher Überblick über die bis dato publizierten Forschungsarbeiten.
- 10 Bezogen auf die Situation in Deutschland haben die privaten Kommunikationsanlässe zur Folge, dass das Schreiben in den neuen Medien in weiten Teilen nicht die Normen der Standardsprache erfüllt: Wichtiger als die Beachtung der Normkodizes sind Aspekte wie Authentizität und Unmittelbarkeit der Äusserung, die Anlehnung an die Mündlichkeit, gegebenenfalls Emotionalität und Expressivität (vgl. ausführlich Brommer 2012 a/b).
- 11 Welche Konsequenzen diese Texteingabehilfe auf die Sprachkompetenz des Einzelnen hat hinsichtlich Rechtschreib- und Grammatikwissen, Varianz in der Wortwahl und im Stil usw., lässt sich noch nicht absehen.
- 12 Nur im Mündlichen tritt der Dialekt auch konzeptionell schriftlich in Erscheinung, wie beispielsweise bei einem Vorstellungsgespräch (vgl. Dürscheid/Wagner/Brommer 2010, 53 f.).
- 13 Dass diese Einigung keineswegs eine Selbstverständlichkeit ist, zeigt die Diskussion, inwieweit es im DaF- und DaZ-Unterricht überhaupt sinnvoll ist, das Standarddeutsche anstatt des Schweizerdeutschen zu lehren und lernen, wenn doch der Dialekt die Sprache des Alltags ist (vgl. Werlen 2004, 24–27).
- 14 Das Amt für deutschsprachigen obligatorischen Unterricht im Kanton Freiburg (sprechlust 2004, 12) empfiehlt beispielsweise: «Hochdeutsch darf sich [...] keinesfalls auf formelle Schulsituationen und kognitive Fächer beschränken, sondern muss konsequent als natürliche Umgangssprache in allen Lern- und Unterrichtssituationen gepflegt werden. Eine breite Hochdeutschkompetenz können sich die Schülerinnen und Schüler nur aneignen, wenn sie im Unterricht mit sämtlichen Registern der deutschen Sprache in ihren unterschiedlichen Merkmalen begegnen.» Damit wäre die bislang gültige Gleichung *Alltag = Dialekt* aufgehoben.

## Deutsch bitte! – Ein Essay

Pedro Lenz

Als deutschsprachiger Autor in der Schweiz komme ich nicht darum herum, mich täglich mit Fragen zur Sprachsituation in der Deutschschweiz zu beschäftigen. Diese Beschäftigung bringt der Beruf mit sich, unabhängig davon, ob ein Schriftsteller nur in Standardsprache schreibt oder auch noch andere Varianten der deutschen Sprache in sein Schreiben miteinbezieht.

Die Beschäftigung mit der Diglossie kann durchaus bereichernd sein. Sie ist aber zuweilen auch anstrengend, weil man immer wieder den Eindruck erhält, festgefahrene Ideologien und kaum hinterfragte Dogmen stünden einem vorurteilsfreien Reden über die Sprache im Weg. Hierzu ein Beispiel: Vor ein paar Jahren stand ich in Bern einer Sekundarschulklasse gegenüber. Ich las einen Text vor, den ich in Umgangssprache verfasst hatte. Eine Schülerin stellte in ihrer Umgangssprache eine Frage zum eben gehörten Text. Sie hatte die Frage noch nicht zu Ende formuliert, als ihre Lehrerin ihr zwei Worte zurief: «Deutsch bitte!»

Sofort stellte die Schülerin ihre Rede ein, begann zu husteln und versuchte dann, die Frage noch einmal zu stellen. Nicht in Umgangssprache diesmal, sondern in dem, was ihre Lehrerin unter Deutsch verstand.

Es sei schon gut, sagte ich zur Klasse, mir sei es egal, in welchem Deutsch die Schülerinnen und Schüler zu mir redeten. Aber ich könne es mir nicht verkneifen anzumerken, dass es verschiedene Formen und Ausprägungen der deutschen Sprache gebe, was den Befehl «Deutsch bitte!» eigentlich sinnlos werden lasse.

Natürlich war das pedantisch von mir und selbstverständlich hatte die Lehrerin nur sagen wollen, sie verlange, dass im Unterricht Standardsprache gesprochen werde. Aber ich hatte in jenem Augenblick den Eindruck, die Pädagogin habe aus Mangel an Flexibilität die fragende Schülerin in einem sehr unpassenden Moment daran gehindert, etwas Interessantes zu fragen.

### Das Problem des Begriffs Muttersprache

Mir fällt grundsätzlich auf, dass wir Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer immer dann, wenn wir etwas auf Hochdeutsch sagen sollten, aus dem natürlichen Sprachmodus in einen künstlichen verfallen, der nicht selten mit Unsicherheit und abnehmender Sprachkompetenz einher geht. Die Sprache selbst kann nichts dafür. Aber es ist nun mal so und es gibt einen ganz einfachen und nachvollziehbaren Grund, warum das so ist: Hoch-

deutsch ist für uns eine angelernte Sprache. Und auch wenn es Professoren und Fachleute gibt, die uns immer wieder gerne erklären, Hochdeutsch sei die eine Form unserer Muttersprache oder wir hätten in der Deutschschweiz eine einzige Muttersprache in zwei Ausformungen, bleibt es dabei, dass wir Hochdeutsch immer bewusst lernen müssen, so wie wir Französisch oder Englisch bewusst lernen müssen.

Es handelt sich also um eine Zweitsprache, die auf die Muttersprache folgt, und nicht um eine Form der Muttersprache. Schweizerische Mundarten und Hochdeutsch sind sich wohl einigermaßen nahe, aber sie sind nicht gleich, sie unterscheiden sich im Wortschatz, im Satzbau und in der Sprachmelodie. In der Deutschschweiz lernen wir die hochdeutsche Sprache und es dünkt mich selbstverständlich gut und sinnvoll, dass wir sie lernen. Ich finde es auch gut, wenn wir Hochdeutsch schon im Kindergarten oder noch früher lernen. Aber dass wir Hochdeutsch lernen müssen und dass wir zuweilen noch im Sekundarschulalter dazu aufgefordert werden müssen, Hochdeutsch im mündlichen Unterricht zu gebrauchen, zeigt bereits klar, dass es sich nicht um eine Muttersprache handelt.

Das Gerede davon, Hochdeutsch sei eine Ausformung unsere Muttersprache, führt nur dazu, dass viele Menschen in der Deutschschweiz gegenüber Deutschen zumindest im mündlichen Umgang einen Sprachkomplex entwickeln, der ihnen die Freude an der Sprache nimmt oder im extremen Fall sogar zu ungunstigen Gefühlen gegenüber jenen führt, für die Hochdeutsch tatsächlich die Muttersprache ist.

Wenn ich mich in einer Diskussion oder in einer Debatte mit einem Deutschen austausche, kann ich mich bei jedem Wort davon überzeugen, dass sein Hochdeutsch geschmeidiger, eloquenter, fehlerfreier und wohlklingender ist als meines. Wenn ich aber behaupte, Hochdeutsch sei eine Ausprägung meine Muttersprache, dann muss ich daraus schliessen, dass ich als Deutschschweizer weniger sprachkompetent bin als jeder Deutsche. Genau diesen falschen Schluss ziehen in der Schweiz sehr viele Menschen. Ich höre sie immer wieder sagen, die Deutschen seien uns, was den sprachlichen Ausdruck betrifft, einfach überlegen. Hoffentlich sind sie es. Wer in seiner Muttersprache spricht, sollte demjenigen, der in einer später gelernten Sprache spricht, überlegen sein, ohne dass daraus weitere Schlüsse gezogen werden müssen. Die Muttersprache ist das eine, eine Zweitsprache etwas anderes. Und Hochdeutsch ist für alle, die nicht eine deutsche Mutter haben oder den ersten Spracherwerb auf Hochdeutsch gemacht haben, eine Fremdsprache. Im Fall der Bevölkerung der Deutschschweiz ist es wohl eine sehr nahe Fremdsprache, aber es bleibt eine Fremdsprache.

### **Konsequenzen des «Muttersprachenirrtums»**

So lange wir davon ausgehen, Hochdeutsch sei unsere Muttersprache, müssen wir täglich konstatieren, dass wir unsere Muttersprache nicht gleich gut beherrschen wie Menschen aus Deutschland. Daraus ergeben sich eine

Menge fataler Konsequenzen. Die fatalste ist vermutlich die, dass wir das Hochdeutsche ablehnen, weil es uns nicht so gut im Mund liegt. Im Extremfall kann dies, wie unlängst im Kanton Aargau geschehen, dazu führen, dass wir unsere Kinder per Gesetz vom Erlernen dieser Sprache abhalten wollen. Der Mundartzwang für den Kindergarten basiert auf dem genau gleichen Irrtum wie der Hochdeutschzwang an der Sekundarschule: Wir meinen, dadurch dass wir die jeweils andere Sprache ignorieren oder ablehnen, verbessere sich die Sprachkompetenz in jener Sprache, die wir fördern wollten. Wenn es so wäre, dann hiesse das, dass unsere Köpfe nur für eine Sprache konzipiert sind und jede weitere Sprache, die dazu kommt, den bereits vorhandenen Sprachen etwas wegnimmt. Meine Erfahrung als mehrsprachig erzogenes Kind geht in eine andere Richtung. Sprachen nehmen sich gegenseitig nichts weg. Vielmehr ergänzen sie sich.

Eine weitere Konsequenz des oben beschriebenen «Muttersprachenirrtums» ist die, dass wir glauben, wir seien in der Deutschschweiz grundsätzlich nicht so sprachvirtuos wie eben beispielsweise die Deutschen. Daher rühren alle Klischees über die mundfaulen Schweizer oder darüber, dass wir sprachlich von Natur aus etwas ungenau sind. Dies wiederum führt zu Minderwertigkeitsgefühlen, die sehr schnell auch in Arroganz umschlagen können. Alle hierzulande sehr weit verbreiteten Vorstellungen, schweizerdeutsche Mundarten seien echter, tiefer, ehrlicher oder farbiger als andere Varianten der deutschen Sprache, sind vermutlich auf diesen als Arroganz verkleideten Minderwertigkeitskomplex zurückzuführen.

Wenn wir uns gegenseitig immer wieder versichern, wir hätten eine Muttersprache in zwei Ausformungen, und gleichzeitig merken, dass wir eine Form davon nicht so gut beherrschen wie andere, dann führt dies fast zwangsläufig zur Überhöhung der anderen Form. Diese Überhöhung der Mundart zieht sich durch alle Gesellschaftsschichten. Als Schriftsteller, der an Lesungen vorwiegend in Mundart verfasste Texte vorträgt, begegne ich diesem Phänomen mehrmals wöchentlich. Wenn dem Publikum ein Text gefällt, dann meinen und betonen viele Leute, der Text gefalle ihnen, weil ihnen die Sprache grundsätzlich gefällt («Bärndütsch isch haut eifach schön!»). Das klingt so, als habe die Sprache den Text selbst geschrieben, als brauche ein Autor nur noch aufzuschreiben, was die Sprache ihm längst geschenkt hat. Wenn dann mein schweizerdeutsches Publikum erfährt, dass Texte von mir in andere Sprachen übersetzt worden sind, ist die erste und meist leicht empörte Reaktion: «Kann man Mundart überhaupt übersetzen?» Diese tausendfach gehörte Frage zeugt von einem fast krankhaften Verhältnis zur eigenen Sprache. «Warum sollte Japanisch, Russisch, Kiswahili oder irgend sonst eine Sprache auf der Welt in jede andere Sprache übersetzt werden können, aber ausgerechnet Schweizerdeutsch nicht?», frage ich dann jeweils zurück. Und auch hier ist die Antwort praktisch immer die genau gleiche: «Weil wir doch in der Mundart so viele spezielle, schöne, alte, einzigartige, lautmalerische Ausdrücke haben!» Klar haben wir das, aber das

hat jede andere Sprache auch, nur kennen wir diese «einzigartigen» Ausdrücke nicht, weil es sich bei den andern Sprachen (inklusive Hochdeutsch) nicht um unsere Muttersprachen handelt und wir folglich nicht sehr tief in die Besonderheiten hineinsehen.

### **Persönliche Erfahrungen beim literarischen Gebrauch der Umgangssprache**

Entgegen dem verbreiteten Glauben, Mundartliteratur habe die Aufgabe, die Mundart vor dem Untergang zu bewahren, bin ich der Ansicht, Mundartliteratur habe grundsätzlich keinen Rettungsauftrag. Ich selbst schreibe in Umgangssprache, weil ich den Figuren eine Sprache und eine Sprachmelodie in den Mund legen will, die mir bis ins Detail vertraut ist. Anders als mir bekannte Mundartautoren, die sich beim Verfassen von Mundarttexten darum bemühen, möglichst ausgefallene, vom Verschwinden bedrohte oder selten verwendete Begriffe zu verwenden, suche ich mein Sprachmaterial nicht in alten Wörterbüchern, sondern in der täglichen Begegnung mit der Sprache. Das soll keine Kritik an denjenigen Kolleginnen und Kollegen sein, die versuchen, das Spezielle der Mundart hervorzuheben. Es ist bloss so, dass ich selbst versuche, die Eigenheiten der eigenen Sprache im Klang und nicht im Wortschatz herauszuarbeiten. Dabei vermeide ich nach Möglichkeit auch den übertriebenen Einsatz von schmutzigen oder infantilen Wörtern, von denen manche Kollegen glauben, erst sie gäben der Mundart die echte Färbung.

Die beschriebene Praxis trägt mir zuweilen Kritik von Leuten ein, die glauben, die Umgangssprache müsse sich in jedem Wort von jeder anderen Sprache unterscheiden. Wenn ich das Temporaladverb «immer» verwenden will, verwende ich es, wissend, dass in meiner Mundart auch das Synonym «gäng» existiert, das ich selbstverständlich je nach Zusammenhang ebenfalls verwende. Gleiches gilt für englische oder französische Fremd- oder Lehnwörter wie «sorry», «cool», «easy», «adiö» oder «nondediö». Mich interessiert also weniger, wo die Wörter herkommen und wie lange sie bei uns schon in Gebrauch sind. Viel eher möchte ich durch genaues Hinhören ein Gespür dafür entwickeln, welche Figuren in welchen sozialen Milieus ich wie sprechen lassen kann, sodass es möglichst selbstverständlich klingt und dennoch einen wohlrhythmisierten Sound hat.

Für mich liegt der Vorteil der Verwendung von Mundart vor allem im Bereich der Monologe und Dialoge. Bei beschreibenden Texten dünkt mich die Sprachwahl weniger entscheidend.

Beim Übersetzen von hochdeutschen Texten in die eigene Umgangssprache mache ich oft die Erfahrung, dass Dialoge, die auf Hochdeutsch auf den ersten Blick gut ausformuliert erscheinen, bei genauerer Betrachtung banal sind. Oder anders gesagt, wir Deutschschweizer lassen uns von einem hochdeutschen Dialog leicht blenden. Wird der gleiche Dialog jedoch in die Muttersprache übersetzt, stürzt er oft gleichsam vom Sockel. Denn in der

eigenen Muttersprache klingt vieles, was einem in einer Fremdsprache vielleicht noch gelehrt oder literarisch vorkam, nur noch phrasenhaft.

Ein anderes Problem des Publizierens von Texten in Umgangssprache ist die fehlende Bereitschaft vieler Leserinnen und Leser, sich auf ein ungewohntes Sprachbild einzulassen. Oft werde ich an Lesungen darauf angesprochen, es sei anstrengend, Mundarttexte zu lesen. Besonders anstrengend sei es vor allem dann, wenn es sich um eine Mundart handle, die nicht der eigenen entspricht.

Ich sage diesen Leuten jeweils, dass ich ihnen gerne zustimme. Mundart lesen kann anstrengend sein. Die Lektüre von Jean Paul oder Goethe kann auch anstrengend sein. Ich habe nie behauptet, Anstrengung und Literatur dürften nicht zusammengehören. Wenn ich etwas erfahren will, strenge ich mich gerne an.

### **Fazit**

In der Deutschschweiz leben wir in einer typischen Diglossie-Situation, in der normalerweise eine Sprache geschrieben und eine andere Sprache gesprochen wird. Ich bin entschieden der Ansicht, dass es niemandem hilft, wenn wir die Differenzen zwischen diesen beiden Sprachen verwischen wollen, um behaupten zu können, es handle sich um eine einzige Sprache in zwei Ausformungen. Das tönt zwar gut, aber es hilft nichts. Zielführender scheint mir, die Differenz der beiden Sprachen zu betonen und die beiden Sprachen nebeneinander zu gebrauchen, ohne sie gegeneinander auszuspielen.

Hochdeutsch als Fremdsprache zu verstehen heisst für einen Menschen schweizerdeutscher Muttersprache, dass er sich nicht dafür rechtfertigen soll, dass seine hochdeutsche Aussprache nicht genau gleich klingt wie die eines Deutschen oder dass sein aktiver Wortschatz etwas beschränkter ist. Viel eher müssten wir mit gesundem Selbstvertrauen, frei von Komplexen und Arroganz, darauf hinweisen, dass wir in der Deutschschweiz gerade wegen der Diglossie und wegen dem Nebeneinander unzähliger Dialektvarianten eine überdurchschnittlich hohe Kompetenz im Verstehen verschiedener Sprachmelodien und Sprachvarianten mitbringen.

Das bewusste Erlernen und Üben beider deutscher Sprachen, der Muttersprache und der Hochsprache, sollte im Schulunterricht eine Selbstverständlichkeit sein.

Vergessen wir nicht: Sprachen nehmen sich gegenseitig nichts weg. Im Gegenteil: Sie beschenken und bereichern sich im Austausch.

## Die Willensnation im Sprachenkrieg?

Die Sprachsituation der Schweiz aus Westschweizer Sicht

José Ribeaud

Das Interview führte für die Redaktion Viviane Jenzer.

**Sie sind Romand, berichteten lange über das Geschehen in der Deutschschweiz und leben nun in Berlin. Der Titel ihres Buches lautet: «Vier Sprachen, ein Zerfall. Wie die Schweiz ihren wichtigsten Vorteil verspielt.» In welcher Situation befindet sich die Willensnation Schweiz und ihre Sprachsituation heute? War die räumliche Distanz Ihrer Analyse zuträglich?**

Die Willensnation Schweiz ist nicht in bester Verfassung. Seit der EWR-Abstimmung im Jahre 1992 stellen wir fest, dass der Saanegraben immer tiefer wird. Das letzte Mal war es am 9. Februar dieses Jahres mit der Annahme der Initiative «Gegen Masseneinwanderung». Es stimmt, dass Basel-Stadt (60,1%), Zürich (53%) und Zug (50,05%) wie die Romandie abgestimmt haben. Aber ein Mal mehr waren wir überstimmt von der Restschweiz trotz einer gewaltigen Mehrheit der Frankofonen gegen die SVP-Vorlage. Kurz darauf hat Christoph Blocher die Romands mit der Bemerkung beleidigt: «Die Welschen hatten immer ein schwächeres Bewusstsein für die Schweiz». Mit solchen provokanten Aussagen wird «die Einheit nicht gestärkt, sondern das Gegenteil», wie Bundespräsident Didier Burkhalter gesagt hat.

Gleichzeitig erleiden wir von denselben sogenannten «besseren Patrioten» einen massiven Angriff auf die französische Sprache. Die verschiedenen Vorschläge, Motionen, Initiativen, die alle nur eine Fremdsprache in der Primarschule verlangen, graben eine neue Kluft zwischen uns: den Reussgraben. Man sagt mir, dass das nicht gegen die Romands sei. Im Gegenteil, die Verschiebung des Französischunterrichts wird später durch mehr Französisch in der Sekundarschule kompensiert. Schon damals, als Prof. Dr. Ernst Buschor entschied, dass Englisch Priorität über Französisch haben soll, sagte er mir, dass die Kinder am Ende der Schulzeit so beide Sprachen gut meistern werden. Man weiss heute, dass das nicht stimmt. Und sowieso sollte man immer mit der schwierigeren Sprache beginnen. Denn wenn man mit Englisch anfängt, können später die Lehrer – und die Eltern – die Schülerinnen und Schüler schwerer für Französisch motivieren.

Vom Ausland her (ich habe vier Jahre in Afrika, zwei Jahre in Italien, ein Jahr in England gelebt und wohne jetzt seit sieben Jahren in Berlin) stelle ich fest, dass die Schweizer eine riesige Chance haben, drei der wichtigsten Sprachen und Kulturen Europas anzugehören. Wir sind prädestiniert zur Mehrsprachigkeit. In der globalisierten Welt ist das ein grosser Vorteil für die junge Generation. Unsere Kinder und Enkelkinder müssen und werden Eng-

lich lernen. Das ist gut so. Aber sie müssen auch fähig sein, eine andere Landessprache zu beherrschen. Denn «wir haben das Privileg, uns gegenseitig verstehen zu müssen», wie Bundesrat Alain Berset in seiner Rede an der diesjährigen Buchmesse Leipzig sagte.

### **Worin unterscheidet sich die heutige Mundart-Welle von früheren?**

Früher – das heisst anfangs des 20. Jahrhunderts (ungefähr 1900–1910) und in den Dreissigerjahren vor dem 2. Weltkrieg waren die Mundart-Wellen kürzer (einige Jahre), weniger unerbittlich, viel weniger konsequent und erklärbarer. Damals und sogar vor und während des Krieges sprachen die Deutschschweizer mehr Hochdeutsch am Radio. Mit den Italienischschweizern, den Romands und sogar mit den Deutschen machten sie sich immer die Mühe, automatisch Schriftdeutsch zu sprechen. Man war sich bewusst, dass die Kommunikationssprache mit den anderssprechenden Compatriotes und mit den Ausländern eine Nationalsprache sein musste.

Die jetzige Mundartwelle hat mit der «68er-Bewegung» angefangen. Sogar in der Schule. Meine Kinder sind 1964 und 1968 geboren. Sie gingen in eine Zürcher Primarschule. Dort haben sie sprachlich wenigstens drei Jahre quasi verloren, weil die Lehrer praktisch nur Züritütsch gesprochen haben. Sie haben beide mit ihren Kameraden perfekt Mundart gelernt. Sie sprechen es noch heute mit Spass, aber es war nicht die Aufgabe der Primarschule, ihnen Mundart beizubringen!

In einem Punkt bin ich mit Herrn Christoph Blocher einverstanden: Im Jahre 1988 hat er als Nationalrat eine Motion eingereicht, in der er schrieb: «Der rücksichtslose Gebrauch der Mundart gefährde den Sprachfrieden in der Schweiz». Er schlug vor, dass der Bund Institutionen finanziell unterstützt, «welche der Pflege der Schriftsprache dienen». (vgl. «Der Bund» vom 10.5.2014, Seite 9).

### **Gemäss Ihren Ausführungen sind auch Lehrpersonen dafür verantwortlich, dass das Schweizerdeutsch dem Hochdeutschen vorgezogen wird. Mit welchem Verhalten haben Deutschlehrpersonen dazu beigetragen? Welche Rolle sollten sie Ihrer Meinung nach allenfalls spielen?**

Als ich letzten Oktober in Zürich mit Frau Regine Aeppli an einem Podiumsgespräch teilnahm, behauptete die Erziehungsdirektorin, dass man jetzt in der Primarschule nur noch Hochdeutsch spreche. Eine Frau verlangte das Wort. Sie sagte, sie sei Primarlehrerin im Kanton Zürich. In ihrer Schule spricht man noch regelmässig Mundart während der drei ersten Jahre. Frau Aeppli war sehr erstaunt. Ich nicht. Viele – nicht alle – Lehrerinnen und Lehrer haben keinen Spass, Deutsch zu sprechen. Ich kann das verstehen, denn wenn man eine Sprache nicht jeden Tag spricht, kann man sie nicht beherrschen. Und wenn man eine Sprache nicht beherrscht, kann man sie schwer lieben. Und wenn man eine Sprache nicht liebt, kann man die Schülerinnen

und Schüler nicht richtig motivieren, sie zu erlernen. Ich glaube, das gilt auch für den Französischunterricht. Ich weiss, worüber ich spreche: ich war Französischlehrer in Afrika, in Italien, in Deutschland, in England und in der Schweiz (auch für deutschsprachige Kinder). Ich habe immer viel Spass gehabt, weil ich die französische Sprache liebe.

### **Wie gehen die Romandie und das Tessin mit dem Spannungsverhältnis Dialekt und Hochsprache sowie mit der Globalisierung und der Mehrsprachigkeit insonders auf gymnasialer Stufe um? Sehen Sie Unterschiede in diesen beiden Regionen?**

In der Romandie kann man sagen, dass das «Patois» (unser Dialekt) längst verschwunden ist. Es bleiben noch einige Dörfer im Wallis und im Kanton Freiburg, wo die Leute – besonders die ältere Generation – noch «Patois» spricht. Es ist mehr Folklore und Nostalgie als ein Kommunikationsmittel und ein Identitätsmerkmal. Die Mundart ist bei uns seit der Französischen Revolution von der Schule ganz verschwunden und seitdem in der Bevölkerung permanent zurückgegangen. Meine Eltern sprachen im Kanton Jura mit den alten Leuten noch «Patois», aber mit uns ausschliesslich Französisch. Heute versucht noch ein Verein, die Mundart zu pflegen. Aber das ist nur als Museumsobjekt und zur Erinnerung an vergangene Zeiten. Nichtsdestotrotz sind wir im Welschland nicht weniger gute Schweizer als die Deutschschweizer!

Im Tessin ist der Dialekt länger lebendig geblieben als in der Westschweiz. Aber seit ungefähr dreissig Jahren ist die Mundart auch im Süden der Alpen zurückgegangen. Meine Kollegen vom Radio und Fernsehen in Lugano/Comano sagen mir, dass ihre Kinder kaum noch lombardische Mundart verstehen. Sowieso hat man im Kantonsparlament und in der Schule nie Mundart gesprochen. Wenn jemand an einer Diskussion teilnahm, der nicht Tessiner Dialekt gesprochen hat, hat man ohne Ausnahme und ohne Zögern Italienisch gesprochen. Oder Deutsch oder Französisch. Die Tessiner sind beispielhafte mehrsprachige Schweizer. Ich würde auch bedauern, wenn die verschiedenen Idiome der rätoromanischen Sprache verschwinden würden. Seit 25 Jahren verbringe ich jedes Jahr mehrere Wochen im Sursès (Oberhalbstein) und bin stolz, einige Wörter auf Surmeirisch zu sprechen!

A propos Schwyzertütsch möchte ich noch hinzufügen, dass ich den grössten Respekt für ein Volk hege, dem es gelingt, seine Dialekte lebendig zu halten. Ich akzeptiere vollkommen, dass der Dialekt eure Umgangssprache ist. Ich kenne die historischen Gründe für die Verwendung eurer Dialekte in der Privatsphäre. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, dass ihr euer Schwyzertütsch aufgeben müsstet. Aber übertreibt es bitte nicht! Wenn der Dialekt die anderen Sprachen verdrängt, zum Auswahlkriterium bei Bewerbungen erhoben wird, eine Verständigung zwischen euch und uns praktisch unmöglich macht, dann wird es zu einem Instrument der Ausgrenzung und der Diskriminierung.



### **Wie soll Ihres Erachtens das Verständnis zwischen den Sprachregionen am Gymnasium gefördert werden?**

Ich schlage folgende Massnahmen vor:

- 1 Austausch von Sprachlehrerinnen und Sprachlehrern. In jedem Deutschschweizer Gymnasium sollten frankophone Lehrerinnen und Lehrer Französischunterricht erteilen und umgekehrt im Welschland Lehrerinnen und Lehrer aus der Deutschschweiz Deutsch. Wenn diese Lehrpersonen nach ein bis drei Jahren zurück an ihr Gymnasium kommen, haben sie ihre Deutsch- bzw. Französischkenntnisse verbessert und sind in der Lage, auch in dieser Sprache zu unterrichten.
- 2 Austausch von Mittelschülerinnen und Mittelschülern. Ein Monat pro Jahr während ihrer Ferien sollten die Romands in der Deutschschweiz weilen und auch einige Deutschkurse (Geschichte, Geographie, Konversation, usw.) bekommen. Das verlangt, dass man Hochdeutsch und nicht Mundart mit den Romands und den Tessinern spricht.
- 3 Die Kantone Basel-Land und Jura machen gegenwärtig eine sehr interessante Erfahrung: Die Schülerinnen und Schüler vom Jura gehen ein Jahr lang vor der Matura ins Gymnasium nach Laufen, und dann kommen ihre Deutschschweizer Kameraden ein Jahr lang nach Porrentruy/Pruntrut. Diese Initiative hat viel Erfolg und sollte nicht ein Einzelfall sein.

Alle diese Massnahmen kosten Geld. Aber keine Investition ist fruchtbarer und nützlicher als die in die Ausbildung. Und die Schweiz ist reich genug dafür!

**Christophe Büchi, Welschland-Korrespondent der NZZ, meinte in seinem Artikel über die aktuelle Sprachpolitik der Schweiz (NZZ, 11.5.14), das Englische sei im Bereich der Sprachen die unbestrittene Weltmacht, was in der Schweiz nicht ignoriert werden dürfe. Zugleich verwies er darauf, dass Französischkenntnisse in mancher Hinsicht sinnvoll sind. Was halten Sie davon?**

Ich habe oft geschrieben und wiederhole immer wieder, dass unsere Schülerinnen und Schüler Englisch lernen müssen und werden. Aber Englisch allein genügt nicht. Man kann es neben (oder besser nach) Französisch oder Italienisch lernen und dann sechs Monate in England oder Amerika die Kenntnisse verbessern. Was Büchi nicht sagt, ist, dass die Deutschschweizer Schülerinnen und Schüler Hochdeutsch als erste Fremdsprache lernen müssen. Wenn ich das bemerke, sagen mir meine Freunde in der Deutschschweiz, dass es die Romands nichts angeht, ob sie Hochdeutsch oder Mundart sprechen. Ich bin nicht dieser Meinung, denn die Deutschschweizer sagen auch: Unsere Kinder können nicht drei Fremdsprachen in der Primarschule lernen: Hochdeutsch, Französisch und Englisch. Also opfert man die französische Sprache! Um das zu vermeiden, sollte in den Kindergärten einzig Hochdeutsch gesprochen werden. Was Büchi schreibt über

die Wichtigkeit der französischen Sprache in Wirtschaft, Kultur und Politik in der Schweiz, stimmt und ist bewiesen worden (Studie von Prof. François Grin, Universität Genf).

Wir sollten in der Schweiz die Landessprachen pflegen und lernen, um den Sprachfrieden nicht zu gefährden, wie Christoph Blocher damals sagte. Sonst laufen wir Gefahr, dass sich auch bei uns eine Situation wie in Belgien, Spanien, im ehemaligen Jugoslawien, im Baltikum, sogar in der Ukraine entwickelt. Die Schweiz ist bis jetzt der Beweis, dass ein viersprachiges Land viel Erfolg hat und zukunftsorientiert ist, wenn die Sprachgemeinschaften sich respektieren und ergänzen.

Die Pflege der Landessprachen ist auch eine hochsensible und patriotische Angelegenheit. Die Sprachmehrheit darf nicht die Sprachminderheiten beleidigen. Denn wie Carl Spitteler im Jahre 1914 schon sagte: «Wäre die Minorität noch zehnmal minder, so würde sie uns dennoch wichtig wägen.»

Es ist die Aufgabe der Politikerinnen und Politiker, der Lehrerschaft und auch der Journalisten die Landessprachen zu fördern und damit die Kohäsion der Schweiz auch in der Zukunft zu gewähren.

## Zum selektiven Zelebrieren sprachlicher Diversität in der Schweiz

Raphael Berthele

Beiträge zur Deutschschweizer Sprachsituation laufen oft auf normative Stellungnahmen zur Rolle des Dialekts hinaus, angesiedelt zwischen dem Lobpreisen des sprachlichen Reichtums, den es zu zelebrieren gilt, und der Gefahr, die die alemannischen Dialekte für die PISA-Resultate, den nationalen Zusammenhalt oder gar die europäische Integration der Helvetier darstellen. Da ich herzhafter Polemik nur schlecht widerstehen kann, habe ich mich in der Vergangenheit lustvoll an dieser Debatte beteiligt. In diesem Beitrag möchte ich versuchen, die begrifflichen Probleme aufzuzeigen, die meines Erachtens dazu führen, dass sich diese Auseinandersetzung seit Jahrzehnten im Kreis dreht.

### **Sprachenzählen: Bilingualismus oder Diglossie?**

Eine der notorisch wiederkehrenden Fragen ist diejenige nach dem richtigen Begriff, den man verwenden sollte, um die Sprachsituation in der Deutschschweiz zu beschreiben. Es gibt mindestens zwei Positionen, ich nenne sie im Folgenden die *Diglossiker* und die *Bilingualisten*.

Die Diglossiker orientieren sich an der klassischen Definition von Ferguson (1959) und legen Wert darauf, dass man in der Deutschschweiz zwei Varietäten *derselben* Sprache für unterschiedliche Funktionen verwendet. In dieser Sichtweise sind die Deutschschweizer nicht bilingual, sondern allenfalls bidialektal. Die Bilingualisten gehen davon aus, dass Schweizerdeutsch und Hochdeutsch zwei Sprachen sind, die Deutschschweizer also bilingual sind. Da sich zweisprachige Gemeinschaften in der Regel auch durch eine gewisse funktionale Differenzierung der beiden Sprachen auszeichnen, ist es naheliegend, dass viele Autoren im Anschluss an Fishman (1967) das Diglossie- und das Bilingualismuskonzept kombinieren: Die Diglossie beschreibt die funktionale Arbeitsteilung zwischen den Sprachen, der Bilingualismus beschreibt das individuelle Repertoire.

Um zu wissen, wer Recht hat, müsste man wissen, was eine *Sprache* ist. Weder die gegenseitige Verstehbarkeit (Schwedinnen und Norweger verstehen sich, wenn sie wollen), noch eine standardisierte Schriftlichkeit (die meisten Sprachen, in der Regel werden Zahlen um etwa 6000 genannt, werden kaum oder gar nicht geschrieben), noch grösste Ähnlichkeit von grammatischen Strukturen (Friesisch und Niederländisch, Serbisch und Kroatisch) sind hierfür ausreichende Kriterien. Darum zitieren Linguisten an dieser Stelle gerne Weinreichs (1945) Diktum «a shprakh iz a dialekt mit an armye un flot». Es braucht also eine institutionalisierte Entscheidung einer

Sprachgemeinschaft, eine bestimmte Ausprägung von sprachlichen Handlungen als eigenständige Kategorie zu betrachten und ihr den Sprachenstatus zu verleihen. Ob und wie dies etwa bei den 830 Sprachen in Papua-Neuguinea (Gordon, 2005) der Fall ist, ist mir nicht bekannt. Entsprechend sind massgebliche Stimmen in der Linguistik der Meinung, dass man Sprachen nicht zählen kann und auch nicht soll (Mühlhäusler, 1996). Wie so oft im Leben, wissen wir nicht so genau, wo unsere Kategorien beginnen und wo sie enden: Wo (historisch, geografisch) beginnt *Deutsch*? Gehörte *Dutch* einmal dazu? Ist *Luxemburgisch* ein *moselfränkischer Dialekt des Deutschen*? Ist *Gommer Dialekt* wirklich noch *Deutsch*? Ist *Kiezdeutsch Deutsch*?

Da Sprachen und sprachliche Vielfalt sich einer strengen Zählbarkeit entziehen, kann es aus theoretischen Gründen keine kontextfrei-klare Antwort auf die Frage geben, ob Diglossie oder Bilingualismus das richtige Konzept für die Deutschschweizer Sprachsituation ist. Das Problem wäre aber auch nicht gelöst, wenn wir eine betonharte Definition von Sprache hätten und entscheiden würden, dass die schweizerdeutschen Varietäten keine Sprache sind – denn damit haben wir das Problem nur verlagert von der Ebene der Sprachen auf die Ebene der Varietäten. Wer fragt, wie viele schweizerdeutsche Dialekte es denn gäbe, erntet von Fachleuten nur mitleidiges Lächeln. Dialekte kann man genauso wenig zählen wie Sprachen.

Wir fahren sowohl im Alltag als auch in der Sprachwissenschaft gut mit unseren unscharfen Kategorien: Sie funktionieren genau deshalb, weil sie mit ihrer Unschärfe der Unschärfe im Bereich der sprachlichen Praktiken gut entsprechen. Wenn nun aber die sprachlichen Praktiken zum Gegenstand des sprachpolitischen Diskurses werden, werden sie gerne in ein binäres Korsett gezwängt: Entweder man spricht Dialekt oder Hochsprache – dabei gibt es aus empirischer Sicht unzählige Zwischenformen zwischen prototypischem Dialekt und prototypischer Standardsprache. Kategoriale Wahrnehmung und Taxonomien führen dazu, dass die Unterschiede zwischen Kategorien vergrössert und die Unterschiede innerhalb der Kategorie eingeebnet werden. Wie die Kategorien etikettiert werden, ist oft arbiträr und programmatischer Natur.

Da Diglossiker und Bilingualisten in der Regel stillschweigend voraussetzen, dass ihre Sicht richtig ist, hat die Diskussion der Deutschschweizer Sprachsituation mitunter manipulativen Charakter. Ich zeige im Folgenden an drei Beispielen auf, wie die unterschiedlichen diskursiven Positionen unterschiedliche Präsuppositionen zum Sprachenstatus machen.

## Die 'wahre' Muttersprache

### a Dialekt ist eine Sprache, die (noch) nicht reüssiert hat

Wenn der Dialekt in der Deutschschweiz als die wahre Muttersprache angesehen wird, so wird, ausgehend von der Idee, die man in der Forschung das

'Erstsprachenaxiom' nennt, argumentiert, dass der Dialekt zumindest eine gewisse Legitimität im Erziehungswesen hat und Ausgangspunkt für das Lernen ist:

«Die Umgangssprache in unserem Kanton ist das Schweizerdeutsche. Es ist deshalb wichtig, dass möglichst alle Kinder diese Sprache beherrschen. [...] Eine zusätzliche Sprache – wie das Hochdeutsche – nährt im Kindergarten den Boden für sprachliche Verunsicherung und ist ein folgenschwerer Eingriff in unser Kulturerbe.»<sup>1</sup>

### b Dialekt ist (im besten Fall) eine Varietät einer 'richtigen Sprache'

Für viele Autoren ist völlig klar, dass der Dialekt keine Sprache ist. Wer nur den Dialekt kann, kann keine Sprache:

«Il y a une dizaine d'années il y avait un conseiller fédéral alémanique, soleurois pour préciser – vous devinez qui – qui ne parlait aucune langue nationale il savait même pas le Hochdeutsch. Chaque fois qu'il le parlait il faisait tout plein de fautes.»<sup>2</sup>

Die Etikette Sprache verdient in dieser Sichtweise nur, was «zwangsläufig als Schreibsprache»<sup>3</sup> fungiert. Da der Dialekt keine Sprache ist, kann er auch nicht die Muttersprache der Deutschschweizer sein. Wer also als Deutschschweizer die Standardsprache nicht oder nur mit Mühe spricht, spricht eigentlich nicht nur keine Landessprache, sondern gar keine Sprache.

Beide Positionen führen in ihrer Extremform in die Irre. Da wie oben angesprochen sehr viele Sprachen dieser Welt nicht oder nur sehr selten geschrieben werden, scheint es eher angemessen, die Literalisierung in einer anderen Sprache als der L1 als etwas vollkommen Normales anzusehen. Es fehlt denn auch empirische Evidenz für die Theorie, dass Literalität immer zuerst in der Erstsprache entwickelt werden muss (Karajoli/Nehr, 1994). Eine nuanciertere Position wird in der Bilingualismusforschung vertreten (Grosjean, 2010), nämlich den Dialekt als eine von zwei Muttersprachen der Deutschschweizer anzusehen.

Die Ideologie, dass nur eine Standardsprache als 'richtige' Sprache zählt und damit die 'eigentliche' Muttersprache sein muss, ist in der romanischsprachigen Welt weit verbreitet (Goebel, 1986). Sie geht oft einher mit der Vorstellung der Regellosigkeit von Dialekten gegenüber der Strukturiertheit von Standardsprachen, die einzig einer standardisierten (National-)Sprache Legitimität und Sprachenstatus zuschreibt. Diese Vorstellung – von der Linguistik längst ad acta gelegt – ist diskursiv effizient, um gezielt gewissen sprachlichen Praktiken hohen Status zuzuschreiben, andere jedoch als nicht legitim oder gar unpatriotisch zu brandmarken. In der periodisch aufflammenden Debatte um Landessprachen und nationale Kohäsion erlaubt sie, die nationale sprachliche Diversität selektiv zu zelebrieren: Einerseits wird



die nationale Sprachenvielfalt gepriesen, die bedingt, dass die Mehrheit die Minderheiten respektiert, gleichzeitig wird aber die innere Diversität der Mehrheit als eine der drei Quellen allen Übels gebrandmarkt.<sup>4</sup> Indem man den Dialekten jegliche Sprachlegitimität abspricht, kann man die paradoxe Forderung aufstellen, dass die Mehrheit die Diversität der Minderheiten zelebrieren soll, die Minderheiten aber nicht diejenige der Mehrheit.

## **Bodenständig vs. universal**

### **a Dialekt ist unsere 'echte' Sprache**

Seit dem 19. Jahrhundert wurde und wird der Dialekt mit Urtümlichkeit, Echtheit und Ursprünglichkeit assoziiert. Es gibt in der deutschen Schweiz eine eigentliche Tradition des 'Sprachlobs' des Dialektes, die bis hin zu aktuellen sprachpolitischen Debatten praktiziert wird:

«Dialekte verstehen oder gar Dialekt sprechen, ist ein Zeichen von Einfühlungsvermögen, von Nähe und Zugehörigkeit [...]. Der Einsatz für den Erhalt des Dialekts hat nichts mit Heimattümelei zu tun, sondern mit dem Erhalt der kulturellen Eigenständigkeit.»<sup>5</sup>

Im Einklang mit modernen Bestrebungen, sprachlich-kulturelle Vielfalt zu bewahren, wird hier argumentiert, dass Dialekte Ausdruck eines spezifischen kulturellen Erbes sind und deshalb bewahrt und gepflegt werden müssen. Oft wird in dieser Argumentationslinie auf Humboldtsches oder Whorfianisches Gedankengut Bezug genommen, indem sprachliche Diversität und damit eben auch das Tradieren der bodenständigen Dialekte mit dem Tradieren einer bestimmten Weltsicht gleichgesetzt wird. Im Falle der neuen, von der politisch Rechten angestossenen Mundart-Offensive geht es dabei auch – wie schon in der Zwischenkriegszeit, als eine schweizerdeutsche Standardsprache für kurze Zeit ein Thema war – um eine Essenzialisierung der Mundarten im Sinne einer nationalen Eigenschaft der Deutschschweizer. Damit verbunden war oft auch die Vorstellung, dass die Dialekte für ein anti-aristokratisches eidgenössisches Gleichheitsideal stehen.

### **b Standarddeutsch und der Sprachenmarkt**

Ausgehend von aufklärerischen Ideen und zweifellos inspiriert von der Sprachenpolitik während und nach der Französischen Revolution wurde und wird auch in der Schweiz argumentiert, dass dem Gebrauch der Standardsprache eine emanzipatorische Qualität zukommt. Wie in Geeraerts (2003) anschaulich rekonstruiert, steht das Durchsetzen der französischen Standardsprache stellvertretend für ein egalitäres Gesellschaftsmodell ohne sprachliche Schranken zwischen verschiedenen Gruppen. Der als neutral betrachtete universale Code der Standardsprache erlaubt es den Bewohnern von als rückständig betrachteten Regionen am kulturellen und politischen Leben ohne Schranken teilzuhaben. Sprache in dieser Betrachtungs-

weise ist weniger ein Ausdruck von kultureller oder gar individueller Identität, sondern ein Instrument zur Kommunikation.

Ein gewichtiges Argument, das gerade in der aktuellen Debatte rund um Sprache(n) in der Schweiz gerne herangezogen wird, ist die Demographie der Standardsprache: «Les Latins sont donc reconnaissants lorsque leurs interlocuteurs suisses alémaniques font l'effort de leur parler en Hochdeutsch, la langue maternelle de 90 millions d'Européens.»<sup>6</sup>

Ein weiteres im Zitat aufscheinendes Argument, das im schweizerischen Kontext zweifellos nicht von der Hand zu weisen ist, ist die Forderung, dass es nur anständig ist, im Kontakt mit den nationalen Minderheiten die Standardsprache zu verwenden.

Beide Seiten argumentierten in der Schweiz in der Regel nicht exklusiv: Der sprachromantische *Dialekt-als-unsere-Identität-Diskurs* stellte schon in der Vergangenheit nicht in Frage, dass die Standardsprache einen hohen Gebrauchswert hat. Es geht vielmehr darum, gewisse Gebrauchsdomänen für den Dialekt und den Standard zu reservieren, um den Dialekt zu schützen (von denselben politischen Kreisen werden bisweilen auch Forderungen nach dem Absingen des Schweizerpsalms und nach Jassen als Schulfach erhoben). Andererseits argumentieren auch die modernen Sprachjakobiner, man könne den Dialekt durchaus in gewissen eingeschränkten Kontexten tradieren, solange die Standardsprache nicht vernachlässigt werde.<sup>7</sup> Letztlich geht es heute um die Frage, ob dem Dialekt offiziell ein Platz zugeschrieben oder umgekehrt sein Gebrauch eingeschränkt werden soll. Diese Spannung zwischen dem bewahrenden Pol, der Kleinsprachen und Varietäten als Vektoren von Tradition und Identität sieht, und dem neutralen, universalen Pol der Standardsprache charakterisiert europäische Sprachenpolitik mindestens seit der Französischen Revolution.

Es ist fraglich, inwiefern man Sprachen oder Varietäten angesichts des kulturellen Wandels und der gesellschaftlichen Modernisierung wirklich effektiv schützen kann: Wie ich in Berthele (2014) argumentiert habe, sind solche Bestrebungen oft von einem irreführenden Kausaldenken geprägt, die Sprachen als eine Art Akteure statt als emergente kulturelle Praktiken konstruieren. Sprachen schaffen keine Realität, sondern sie passen sich dynamisch und in einem evolutionären Prozess den Ausdrucksbedürfnissen der Sprecher an. Wenn sich diese Bedürfnisse ändern, ändern sich auch die Sprachen. Wer eine Sprache schützen will, muss ihre spezifische kulturelle Nische (d.h. ihren Markt) schützen, was letztlich in der Regel Marktabschottung bedeutet. Die Kritik an der alemannischen Dialektpräferenz (etwa bei von Matt oder Ribeaud) ist deshalb im Grunde eine Kritik an Abschottungsbestrebungen der Deutschschweizer vom Rest der Welt oder genauer vom Rest der deutschsprachigen Welt: Gerade Ribeaud kritisiert nicht nur den Mundartgebrauch, sondern auch den Gebrauch des Englischen in der deutschen Schweiz. Dies ist die typische Paradoxie des linguistischen Jakobinismus: Man argumentiert genauso lange für den 'universalen Code' einer

bestimmten Standardsprache, bis dieser in Konkurrenz steht mit einem noch universaleren Code, im Moment repräsentiert durch das Englische. Es gibt aus aufklärerischer Sicht keinerlei Argumente gegen das Englische (oder irgendeine andere Sprache) als universale, völkerverbindende, global-egalitäre Lingua Franca. Sobald jedoch diese Konkurrenz entsteht, werden auch ingefleischte Jakobiner typischerweise schnell zu nationalistischen Romantikern und argumentieren mit nationaler Identität, Volksseele, etc.<sup>8</sup> – also mit Argumenten, wie sie auch von Dialektromantikern ins Feld geführt werden.

Aus Sicht der innerschweizerischen Völkerverständigung ist der Dialekt ein Problem, mit dem man sich aus sprachsoziologischer, aber auch didaktischer Sicht beschäftigen muss. Es ist frustrierend, wenn die italophonen und frankophonen Schweizer (die Rätoromanen werden als eine Art genetisch prädestinierte sprachliche Alleskönner ausgeklammert) in der Schule mühselig die Standardsprache erlernen (sollten), diese dann aber in der Interaktion mit den Alemannen kaum anwenden können. Immer wieder wird in journalistischen Arbeiten auf Grund anekdotischer Evidenz berichtet, dass sich Deutschschweizer auch mit Anderssprachigen vordringlich im Dialekt ausdrücken. Falls dies tatsächlich so ist, müsste in der Tat einem Grossteil der Deutschschweizer schlechtes Benehmen und Rücksichtslosigkeit attestiert werden. Unvoreingenommene Untersuchungen der Sprachenwahl in der Deutschschweiz (Christen/Guntern/Hove/ Petkova, 2010; Ganguillet, 2011) zeichnen jedoch ein anderes Bild, nämlich die systematische Bevorzugung der Standardsprache in solchen Situationen.

Im Gegensatz zum Bild, das diese Schweizuntergangs-Fraktion in den letzten Jahren von der inner-schweizerischen Sprachensituation zeichnet, gibt es zahlreiche Bestrebungen, gegenseitiges Verständnis vor allem zwischen Deutsch und Welsch in der Schweiz zu fördern. Hierzu zählen etwa Austauschaktivitäten (vgl. z.B. [www.chstiftung.ch](http://www.chstiftung.ch)), durch didaktische Massnahmen etwa in den Genfer Schulen (Bewusstmachen von dialektaler Variation im Deutschen) oder durch Lehrmittel, die das Verstehen von Dialekten auf der Basis des Hochdeutschen erlauben (Müller et al., 2009).

Die oft sehr scharf formulierte Kritik von Seiten der lateinischen Schweiz am Sprachverhalten der Deutschschweizer ist einerseits verständlich angesichts der Frustration über rapiden Verlust des Stellenwerts des Französischen und noch viel stärker des Italienischen in der Welt sowie angesichts der kommunikativen Barrieren mit den alemannischen Dialekten. Sie ist allerdings wiederum paradox: Es ist wohl gerade dem eidgenössischen Hang zum Zelebrieren regionaler sprachlich-kultureller Partikularitäten (inklusive der Dialekte) geschuldet, dass nicht einmal in der helvetischen Republik irgendjemand auf die Idee kam, eine universale nationale Einheitssprache auf Kosten der Minderheiten durchzusetzen. Genau dies garantiert auch heute noch den dominanten Status der Minderheitensprachen in ihren jeweiligen Territorien.

## Didaktische Verwirrungstheorien

### a Dialekt ist die Muttersprache, Hochdeutsch eine Fremdsprache

Wenn die Standardsprache als eigenständige Sprache gesehen wird, so hat dies einen Einfluss auf die Zählung der Sprachen im schulischen Curriculum. Streng genommen ist sie dann die erste Fremdsprache, was, zumindest in den Augen gewisser Sprachenpolitiker, im Kindergarten zu Verwirrung führt und für den Gebrauch des Schweizerdeutschen spricht: «Eine zusätzliche Sprache – wie das Hochdeutsche – nährt im Kindergarten den Boden für sprachliche Verunsicherung und ist ein folgenschwerer Eingriff in unser Kulturerbe.»<sup>9</sup> In direkter Fortführung dieses Arguments kann mit einer solchen Position argumentiert werden, die Anzahl Fremdsprachen im schulischen Curriculum sei zu beschränken, da beispielsweise das sogenannte Frühenglisch als erste Fremdsprache de facto bereits die zweite Fremdsprache ist.

### b Wir wollen keinen Dialekt-Standard-Mischmasch

Wenn die Standardsprache als eine Varietät des Deutschen und der Dialekt als eine andere Varietät des Deutschen angesehen werden, so bedeutet dies in den Augen gewisser Sprachdidaktiker, dass die Schüler verwirrt werden durch den Gebrauch beider Formen in der Schule:

«Die Sprache des Unterrichts ist üblicherweise Hochdeutsch (...). Lehrpersonen wechseln im Unterricht häufig zwischen Hochdeutsch und Mundart, oft sogar für einzelne Äusserungen. Schülerinnen und Schüler sind damit einem ständigen Wechselbad ausgesetzt, das nicht nur Fremdsprachige verwirren kann.»<sup>10</sup>

Diese Verwirrungstheorie zusammen mit der Anti-Assoziationstheorie, nämlich dass man unbedingt die Verbindung des Dialekts mit Nähe und Spass (den sogenannten Herz- und Handfächern) und des Standards mit Distanz und harter kognitiver Arbeit vermeiden soll, wird seit vielen Jahren an Pädagogischen Hochschulen gelehrt.

In beiden Fällen wird davon ausgegangen, dass in den Kinderköpfen Verwirrung herrscht. Im Fall der SVP-Abstimmungspropaganda scheint wiederum das Erstsprachenparadigma durch: Zuerst sollten die Kinder ihre erste Sprache festigen, der Frühbeginn von weiteren Sprachen schafft Verwirrung. Diese Position widerspricht interessanterweise dem in der Öffentlichkeit weit verbreiteten Topos des «je früher, desto besser» im Fremdsprachenunterricht (vgl. hierzu Lambelet/Zimmermann, 2014). In der Mehrsprachigkeitsforschung wird seit einigen Jahren untersucht, ob Kinder, die bereits zwei Sprachen sprechen, eine dritte leichter lernen als einsprachige Kinder. Die Antwort auf diese Frage ist im Moment noch unklar, einige Studien zeigen Vorteile für zwei- und mehrsprachige Kinder (z.B. Klieme/DESI-Konsortium, 2008), andere Nachteile (z.B. Elsner, 2007). Wie so oft

spielen andere Faktoren, etwa der sozio-ökonomische Hintergrund der Eltern, eine wichtige Rolle als Prädiktor der sprachlichen Entwicklung.

Woher die Verwirrungsidee, wie oben unter b) beschrieben, kommt, ist mir nicht klar. Aus der Bilingualismusforschung wissen wir, dass Kinder praktisch schon ab Geburt Sprachen oder Varietäten unterscheiden können. Die meisten Forscher, die sich mit dem Mischen von Sprachen bei Bi- und Multilingualen beschäftigen, sehen darin einen Ausdruck von guter Kompetenz und gerade nicht ein Defizit (Lüdi /Py, 2013; Poplack, 1980).

Einerseits wird also in der Deutschdidaktik eine auf keinerlei solider Empirie basierende Verwirrungstheorie tradiert, andererseits propagieren bildungspolitische Akteure in der Schweiz und in Europa einen Paradigmenwechsel in der Sprachdidaktik in Richtung Mehrsprachigkeitsdidaktik (Beacco et al., 2010). Gemäss dieser Didaktik müsste im Fremd- und Schulsprachenunterricht unter anderem genau das getan werden, was laut Deutschdidaktik zu vermeiden wäre, nämlich sprachübergreifende Arbeit, was explizit auch Code-Switching beinhalten soll. Verwirrt ob solcher Inkohärenzen sind hier wohl nicht in erster Linie die Kinder, sondern die Lehrerinnen und Lehrer, und das kann man ihnen nicht verübeln.

### Schlussbemerkung

Die drei Problemfelder, die in diesem Beitrag exemplarisch diskutiert wurden, zeigen die Spannungen auf, die sich aus der Unklarheit im Umgang mit der Deutschschweizer Sprachsituation ergeben. Dabei soll hier nicht behauptet werden, dass eine Klärung der Begriffe eine Klärung der Verhältnisse mit sich bringen würde. Ganz im Gegenteil, die Begriffe sind so unklar, weil die sprachlichen Handlungen sich in dynamischen, unscharfen Räumen abspielen. Die sprachpolitischen Debatten sind dabei immer geprägt von Selektivität: Selektiv wird sprachliche Diversität zelebriert – mal mit Fokus auf Dialekte, mal genau unter Ausschluss von Dialekten, selektiv werden Sprachen jakobinisch durchgesetzt – «ja» zum universalen Code der deutschen Standardsprache, «nein» zum noch universaleren Code des Englischen. Jede der oben skizzierten Positionen ist für sich und im Hinblick auf die jeweils ins Auge gefassten sprachpolitischen Ziele plausibel. Die aufgezeigten Inkohärenzen werden offensichtlich, wenn jemand den Anspruch erhebt, dass es ein universales Wertesystem geben sollte, das es kontextunabhängig erlaubt, richtige von falschen sprachpolitischen Arrangements zu unterscheiden. In der Regel geht es in den diskutierten Debatten nicht um Sprachen oder Varietäten an sich, sondern das Sprachliche ist die Bühne, wo politische und soziale Ideologien, Utopien und Machtkämpfe ausgefochten werden.

### Literatur

Beacco, J.-C. et al. (2010) : Guide pour le développement et la mise en oeuvre de curriculums pour une éducation plurilingue et interculturelle. Strasbourg: Conseil de l'Europe.

- Berthele, R. (2014): Biestmilch, Schafspferche und Schamanen. Überlegungen zur Verwendung whorfoiden Gedankenguts im Diskurs über sprachliche Diversität. *Zeitschrift für Semiotik*, 35 (1–2), S.85–107.
- Christen, H. et al. (2010): Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag.
- Elsner, D. (2007): Hörverstehen im Englischunterricht der Grundschule. Ein Leistungsvergleich zwischen Kindern mit Deutsch als Muttersprache und Deutsch als Zweitsprache. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.
- Ferguson, C. A. (1959): Diglossia. *Word* 15, S. 325–340.
- Fishman, J. A. (1967): Bilingualism with and without diglossia; diglossia with and without bilingualism. *Journal of Social Issues* 23, S.29–38.
- Ganguillet, S. (2011): Schweizerdeutsch, Hochdeutsch oder Schweizerhochdeutsch? MA Thesis, MA Plurilinguisme, University of Fribourg. Fribourg/Freiburg.
- Geeraerts, D. (2003): Cultural models of linguistic standardization. In: R. Dirven/M. Pütz (Hgg.): *Cognitive Models in Language and Thought. Ideology, Metaphors and Meanings*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 25–68.
- Goebel, H. (1986): Der «Muttersprache Not» in der Romania. Eine begriffsgeschichtliche Betrachtung zum Bezeichnungstyp «langage maternel français». *Grazer Linguistische Studien* 27, S.69–87.
- Gordon, R. G. (2005): *Ethnologue: Languages of the World*. Dallas, TX: SIL.
- Grosjean, F. (2010): *Bilingual. Life and reality*. Cambridge: Harvard University Press.
- Karajoli, E./Nehr, M. (1994): Schriftspracherwerb unter Bedingungen der Mehrsprachigkeit. In H. Günther/O. Ludwig (Hgg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Berlin, New York: de Gruyter S.1191–1205.
- Klieme, E./DESI-Konsortium (2008): *Unterricht und Kompetenzerwerb in Deutsch und Englisch: Ergebnisse der DESI-Studie*. Weinheim [u.a.]: Beltz.
- Lambelet, A./Zimmermann, M. (2014): Plus c'est tôt, mieux c'est? *L'enseignement précoce des langues étrangères*. *Babylonia* (1).
- Lüdi, G./Py, B. (2013): *Être bilingue*. 4ème édition. Bern/Berlin, etc.: Lang.
- Mühlhäusler, P. (1996): *Linguistic ecology: language change and linguistic imperialism in the Pacific region*. London: Routledge.
- Müller, M. et al. (2009): *Chunsch druus? Schweizerdeutsch verstehen – die Deutschschweiz verstehen*. Bern: Schulverlag plus.
- Poplack, S. (1980): Sometimes I start a sentence in Spanish Y TERMINO EN ESPAÑOL: Toward a typology of code-switching. *Linguistics*, 18 (7/8).
- Weinreich, M. (1945): Der yivo un di problemen fun undzer tsayt. *Yivo-bleter*, 25 (1), S. 13.

### Anmerkungen

- 1 <http://www.jsvp-aargau.ch/index.php/aktuelles/61-ja-zu-mundart-im-kindergarten> [konsultiert am 23.6.2014].
- 2 José Ribeaud, RSR la première, 17.10.2010; Ähnliches liest man auch von Deutschschweizer Autoren, etwa vom Literaturwissenschaftler Peter von Matt (TA 16.10.2010).
- 3 José Ribeaud in «Vier Sprache, ein Zerfall», München 2013:9.
- 4 Die zweite Quelle allen Übels ist in der Sicht der einschlägig bekannten Autoren das Englische, die dritte das Schweizerdeutsche, das mit englischen Entlehnungen durchsetzt ist.
- 5 <http://www.igdialekt.ch/Dialekt.htm> [konsultiert am 23.6.2014].
- 6 <http://www.spasri.ch/jribeaud.htm> [konsultiert am 23.6.2014].
- 7 Vgl. z.B. José Ribeaud in der NZZ vom 31.7.2012.
- 8 Vgl. z.B. Ribeaud (1998: 56): «Englisch gehört nicht zur schweizerischen Identität. (...) Würden wir noch wissen, warum wir überhaupt zusammenleben, wenn wir miteinander Englisch reden?»
- 9 <http://www.jsvp-aargau.ch/index.php/aktuelles/61-ja-zu-mundart-im-kindergarten> [konsultiert am 23.6.2014].
- 10 Bachmann, T./Good, B., (2003): *Hochdeutsch als Unterrichtssprache*. Volksschulam Zürich, S. 4.

## Kurzbiografien

**Berthele, Raphael, Prof. Dr.**, Professor für Mehrsprachigkeitsforschung an der Universität Fribourg/Freiburg und Direktor des Instituts für Mehrsprachigkeit der Pädagogischen Hochschule und der Universität Fribourg/Freiburg. Forschungsinteressen: Mehrsprachiges Sprachenlernen und -gebrauchen, besonders rezeptive Mehrsprachigkeit; Sprachkontakt und sprachliche Variation in der Schweiz und anderswo.

**Brommer, Sarah, M.A.**, wissenschaftliche Angestellte und Lehrbeauftragte am Deutschen Seminar der Universität Zürich und der Pädagogischen Hochschule Zürich, Forschungsschwerpunkte: Schreibforschung, Neue Medien, Rechtschreibung und Grammatik.

**Frick, Karina, M.A.**, ist Doktorandin im internationalen Projekt *sms4science* und promoviert im Rahmen dessen bei Prof. Dr. Christa Dürscheid am Deutschen Seminar der Universität Zürich zu elliptischen Konstruktionen in einem Korpus schweizerdeutscher SMS.

**Friedli, Matthias, Dr.**, Gymnasiallehrer für Deutsch an der Neuen Kantonsschule Aarau und Mitherausgeber des Kleinen Sprachatlas der deutschen Schweiz, Mitverfasser der präsentierten Unterrichtsmaterialien.

**Graf, Martin Hannes, Dr.**, Redaktor am Schweizerdeutschen Wörterbuch (Idiotikon), Lehrveranstaltungen an den Universitäten Zürich und Freiburg, Mitarbeit in diversen Forschungsprojekten sowie zahlreiche Publikationen zur historischen Sprachwissenschaft, Namenforschung, Lexikographie und Runologie.

**Lenz, Pedro**, Dichter und Schriftsteller, schreibt als Kolumnist für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften. Als Autor ist er Mitglied des Bühnenprojekts «HOHE STIRNEN» und der Spoken-Word-Gruppe «Bern ist überall». 2008 Teilnehmer an den Klagenfurter Literaturtagen. Nomination für den Schweizer Buchpreis mit dem inzwischen verfilmten Bestseller «Der Goalie bin ig». Homepage: [www.pedrolenz.ch](http://www.pedrolenz.ch)

**Rauch, Prisca**, Gymnasiallehrerin für Deutsch an der Kantonsschule Küssnacht, Moderatorin bei Salonpalaver, Jurymitglied beim Schreibwettbewerb des Literaturhauses Zürich.

**Ribeaud, José**, Journalist, Publizist und Entwicklungshelfer, einige Jahre Französischlehrer in verschiedenen Ländern, danach fast 25 Jahre beim Télévision Suisse Romande, zuletzt als Chef der Korrespondentenredaktion des Westschweizer Fernsehens in der Deutschschweiz. Autor mehrerer Bücher über die gegenwärtige Schweiz und ihre politischen Akteure, 1987 Preisträger der Oertli-Stiftung für «Verdienste um das gegenseitige Verständnis im schweizerischen Bundesstaat».

**Wyss, Eva L., Prof. Dr.**, Professorin für Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik an der Universität Koblenz-Landau (Standort Koblenz) mit einem Schwerpunkt in den Bereichen der Sozio-, Text- und Medienlinguistik, Leiterin des Bereichs Schweiz im Projekt «Deutsch im gymnasialen Unterricht: Deutschland, Luxemburg und die deutschsprachige Schweiz im Vergleich».

**Waldispühl, Michelle, Dr.**, Sprachwissenschaftlerin an der Universität Zürich und Dozentin für Deutschdidaktik an der Pädagogischen Hochschule Zug.